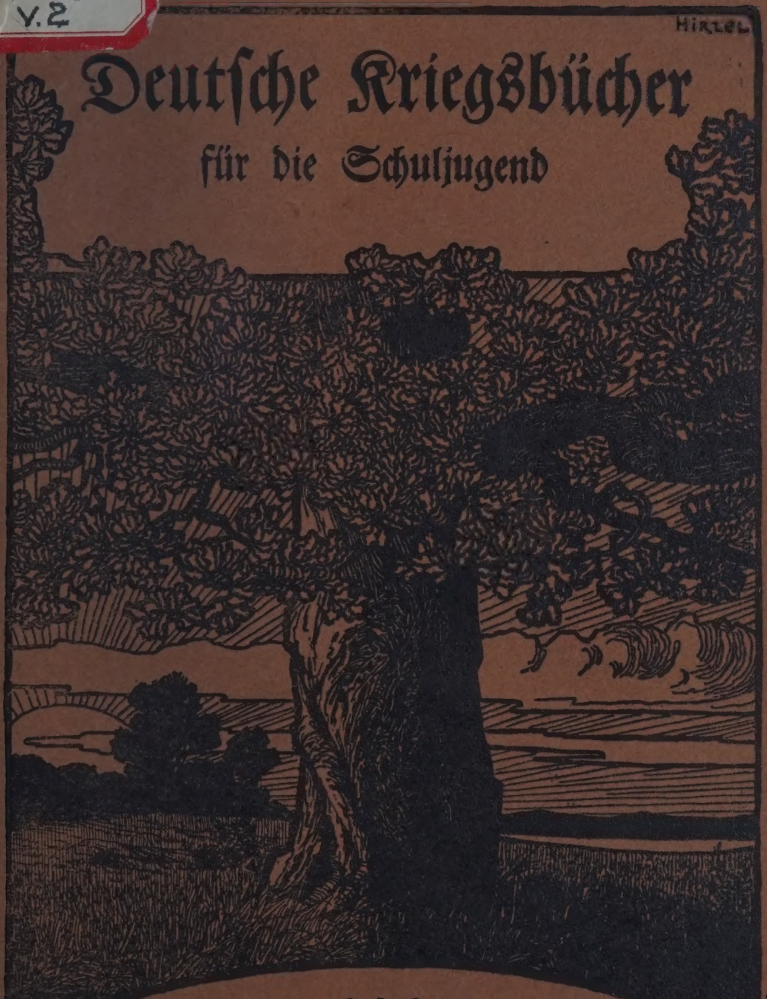
940.9132
D487
v.2

— Preis 30 Pfg. —

Deutsche Kriegsbücher

für die Schuljugend



Heft 2:

Vom Kriege im Osten

Verlag von Julius Beltz, Hofbuchdrucker, Langensalza

CENTRAL CIRCULATION BOOKSTACKS

The person charging this material is responsible for its renewal or its return to the library from which it was borrowed on or before the **Latest Date** stamped below. **You may be charged a minimum fee of $75.00 for each lost book.**

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

TO RENEW CALL TELEPHONE CENTER, 333-8400

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

JAN 04 1996

APR 11 1996

When renewing by phone, write new due date below previous due date.

L162

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Deutsche Kriegsbücher für die Schuljugend

2. Band:

Vom Kriege im Osten

Bearbeitet von Carl Meyer und Otto Riedrich

Herausgegeben von der freien Lehrervereinigung für Kunstpflege e. V. zu Berlin.

Julius Beltz, Verlagsbuchhändler und Hofbuchdrucker Langensalza.

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS
URBANA

940.9132
D487
v.2.

Inhalt

	Seite
Tapferer Feind	5
Kameradschaft (die Geschichte eines Eisernen Kreuzes)	9
Von der Schlacht an den Masurischen Seen	10
Der Abzug der Russen aus Tilsit	14
In russischen Schützengräben	19
Verwundet — gefangen — befreit	24
Der letzte Brief	26
Der Feldzug in Polen (amtlich)	28
Opatow	39
Von Flandern nach Polen	41
Weihnachten in Polen	65
Die Winterschlacht an den Masurischen Seen	66
Soldatentreue	74
Zeittafel	77

* * *

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten.

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS
URBANA

Tapferer Feind.

In der Nacht zum 17. August lagerte das II. Bataillon meines lieben 33. Regimentes (Graf Roon) auf einem Gute südlich von Stallupönen (Groß-Schakummen). Um zwei Chausseen zu sichern, wurde meine 5. Kompagnie dazu bestimmt, geeignete Vorpostenstellungen zu beziehen. Der 2. Zug, dem ich als Unteroffizier angehörte, zog als Feldwache bei sternenklarer, kühler Nacht bis in die Nähe von Baubeln, wo wir unter rasch aufgeschlagenen Zelten abwechselnd zu ruhen versuchten. Mir war die Verantwortung für das rechtzeitige Aufziehen und Ablösen der Posten und Patrouillen zugefallen, und so habe ich eigentlich die ganze Nacht wachend zugebracht, die Gedanken heimwärts gerichtet. Gegen 4 Uhr früh kamen bedauernswerte arme Flüchtlinge bei unsrer Vorpostenstellung an, die weinend von der Zerstörung ihres Eigentums durch Kosakenhorden berichteten. Bald bemerkten wir am östlichen Himmel auch deutlich Rauchsäulen, die untrüglichen Zeichen russischer Schandtaten. Da wir nicht wissen konnten, ob nicht uns gegenüber größere Massen russischer Reiterei die Grenze überschritten hätten, hoben wir hinter unsern Zelten auf halber Höhe eines etwas ansteigenden brach liegenden Ackerhügels einen tadellosen Schützengraben aus. Sorgfältig prüften wir durch Auflage unsrer Gewehre auf den Vorderrand und durch scharfes „Visieren", ob gutes Schußfeld vorhanden war. Gegen 8 Uhr früh überflog ein deutscher Flieger in der Richtung zum Feinde unsere Stellung. Um 8 ½ Uhr hörten wir fern gen Osten dumpfes Grollen von feindlichen Geschützen, ein Zeichen, daß unser braver Flieger den Herren Russen einen Morgenbesuch abstattete. Glücklich kam er um 9.15 Uhr vormittags zurück, überall in unsrer Vorpostenkette durch stürmische Hurrarufe und durch Tücherwinken begrüßt; denn jedenfalls brachte er genaue Kunde über die feindliche Macht und Aufstellung. Bald wurde es denn auch auf den

Straßen lebendig. Radfahrer, Meldereiter, Automobile jagten an unsern Zelten vorüber. Da! Eine Staubwolke von Groß-Schakummen her: der Herr Oberst mit dem gesamten Stabe! Gerade bei unserer Feldwache hielten die Herren an. Der Herr Oberst lobte unsere befestigte Feldstellung, eröffnete uns aber, daß wir zur Kompagnie stoßen sollten, daß ferner das gesamte 33. Regiment sich in einer halben Stunde hier bei uns versammeln würde. Betrübte Gesichter machten wir, daß wir unsere schöne, mit saurem Schweiß gearbeitete „Stellung" so ohne weiteres verlassen sollten. Unser Herr Hauptmann, welcher inzwischen mit dem größeren Teile der 5. Kompagnie herangerückt war, rief uns froh bewegt zu: „Leute, es geht los!" Das 33. Regiment hatte die Seitendeckung der Division zu übernehmen. Einige Regimenter kämpften bereits in nordöstlicher Richtung von uns, und wir vernahmen bei unserm Vormarsch immer deutlicher den Kanonendonner, der schon seit zwei Stunden anhielt. Die Dörfer, die wir durchzogen, lagen friedlich im Mittagssonnenschein, aber alte Männer und rüstige Frauen mit kleinen Kindern auf den Armen sah man jämmerlich weinen, und wir mußten sie noch durch humorvolle Zurufe trösten, — wir, die wir zu Sieg oder Tod zogen! Manches Hindernis überwanden wir, krochen durch manches Buschwerk und querten einen Bach, über die Knie im Wasser watend. Unsere Aufgabe: die linke Seitendeckung der Division, — wurde von unserm tapferen Obersten so aufgefaßt: Angriff auf die rechte Flanke des Feindes. Bis um 1 Uhr mittags waren wir unter Gesang und Scherzlaune marschiert, dann entfalteten sich die Bataillone auf bestimmte Gefechtsabschnitte, und die Kompagnien entwickelten sich zu weiten Schützenreihen. Unser 2. Bataillon wurde ganz vorn angesetzt, das 3. dahinter. Das 1. Bataillon hatte schon bei Eydtkuhnen in schwerem Feuer gekämpft und sollte deshalb noch in Reserve bleiben. Unsre 5. Kompagnie entwickelte den 1. und 2. Zug als Schützenkette, dahinter folgte mit etwa 150 Meter Abstand der 3. Zug als Reserve. Hinter uns fuhr eine Batterie leichter Feldhaubitzen auf, und bald heulten ihre Granaten über unsere Köpfe, den Russen Tod und Ver-

derben schickend. Vor uns breitete sich eine weite Ebene aus, Sumpf, Acker und Waldstücke. Am Horizont konnten wir in weiter Runde an Rauch und Flammen die Wirkung unsres Artilleriefeuers beobachten. Vorwärts denn! Ein Herz gefaßt! Kurz vor uns schlugen russische Granaten ein, die aber größtenteils nicht platzten, wozu ein besonders lustiger Berliner Kamerad meiner Gruppe bemerkte: „Kinder, wenn die Russen lauter solche Granaten abfeuern, wird der Krieg ziemlich gemütlich." Alles lachte im Vorgehen; aber bald gerieten wir ins Maschinengewehrfeuer. Trotzdem gingen wir mit größter Seelenruhe über Drahthindernisse und Zäune dem Feinde nach; denn die Russen schossen wieder einmal zu hoch. Alles flog über uns hinweg, und wir hörten ein ununterbrochenes Pfeifen zahlloser Geschosse zu unsern Häupten. Unser zweiter Zug ging ruhigen Schrittes auf ein Gehöft zu, das vom Feinde besetzt war. Rechts davon sahen wir abziehende Artillerie; nur aus einem Geschütz blitzte uns noch der Tod entgegen. Ein russischer Offizier bediente es mit zwei tapferen Feinden. Nun aber war es mit der gleichmütigen Ruhe doch vorbei; den feindlichen Offizier wollten wir haben, und mit Hurra wurde Gehöft und Geschütz von unserm Zuge genommen. Als die Russen merkten, daß wir mit aufgepflanztem Seitengewehr ihnen ernstlich zuleibe gingen, streckten sie die Hände hoch und riefen: „Rußki gutt Fraind deutsches Mann! Nied schießen, nied schießen!" Wo war aber nun der tapfere russische Hauptmann geblieben? In dem Trubel war er, todwund, — in einen Straßengraben gegangen und hatte sich dort niedergelegt. Einer unserer Sanitäter verband ihm notdürftig die schwere Brustwunde. Ein Vizefeldwebel und ich waren auch in denselben Graben gelaufen, weil wir dort noch mehr Russen vermuteten. Ich versuchte, mich mit dem feindlichen Offizier französisch zu verständigen, was auch gelang. Er lobte unser gleichmäßiges Vorgehen und meinte, daß er mit so braven Soldaten wohl anders hätte kämpfen können. — Wirklich, die Stellung, welche die Russen bei diesem Gehöft innegehabt hatten, war so meisterhaft, ja raffiniert angelegt, daß wir uns sicher mehrere Tage darin gehalten hätten. Während

unsere wackeren Schützen links hinter uns 70 Gefangene machten, hatten die Feinde rechts von uns kehrt gemacht und beschossen den Feldwebel und mich rasend. Der russische Hauptmann wunderte sich über unsere Ruhe, zeigte uns weinend die Photographie seiner Familie und sagte: „Ich bin Pole und eigentlich gegen einen Krieg mit Euch Deutschen, die Ihr doch ein Kulturvolk seid; aber meine Offiziersehre gebot mir, auch noch standzuhalten, als die meisten meiner Leute flohen. Ach, dieser entsetzliche Krieg!" Dann sank er ohnmächtig zurück; bald darauf soll er verschieden sein. Wir aber, der Feldwebel, ein Sanitäter und ich deckten uns, so gut es ging, und ich schoß, so schnell es bei einigermaßen gutem Zielen möglich war. Ab und zu riefen wir uns bei Namen, um festzustellen, ob wir noch lebten. Denn zum Umsehen war keine Zeit. Dennoch wären wir sicher erledigt gewesen, wenn nicht ein Maschinengewehr uns geholfen hätte. Kaum hatte es im Schnellfeuer einen Ladestreifen abgeschossen, so sahen wir drüben wilde Flucht. Nun konnten wir unsern Leuten wieder eine Stellung anweisen, eine feindliche! Manch einer versuchte mit Erfolg, ein russisches Gewehr abzuschießen. Der Feind war glänzend abgeschlagen worden. Trotzdem wir nur ein Drittel so stark an Zahl waren wie der Feind, machten wir 3000 Gefangene. Unser Zug hatte allein 70 Gefangene eingebracht. Diese nahm die 5. Kompagnie stolz in die Mitte. Sie baten fortwährend um ihr Leben, da ihre Offiziere ihnen erzählt hatten, die Deutschen erschössen oder vergifteten die Gefangenen! — —

Von 1 Uhr mittags bis 8 Uhr abends hatten wir gekämpft, die Kompagnie hatte trotz ihrer Erfolge nur einen Toten. — „Ich hatt' einen Kameraden!" Darauf aber erscholl machtvoll das Lied „Deutschland über alles!" zum Nachthimmel, das unsern Gefangenen wohl nicht sehr lieblich in die Ohren klang. Wir aber zogen noch am selben Abend 20 Kilometer weiter und bezogen Notquartiere.

* * *

Kameradschaft.

Die Geschichte eines Eisernen Kreuzes.

Am 27. August hatte unser zweites Bataillon bei Soldau die wundervolle Aufgabe, Artilleriebedeckung zu stellen. Von früh um 5 Uhr bis nachmittag 1 Uhr erfüllten wir diese Aufgabe. Ständig im Schrapnellfeuer der Feinde, ständig das Heulen eigner und feindlicher Granaten über uns, — selber konnten wir keinen Schuß tun: so taten wir in grimmiger Wut unsre Pflicht. Schließlich kam eine Art völliger Gleichgültigkeit über uns. Ich entsinne mich, daß wir an einem Bahndamme halt machten und mit Erlaubnis unseres Majors Zuckerrüben ernteten und knabberten. Gegen 1 Uhr kam dann unter größter Sommerhitze der Befehl: das zweite Bataillon schwärmt nach vorn ein. Ab und zu erhielten wir Flankenfeuer, doch die wenigen, hier noch zerstreuten Russen kümmerten uns kaum: Bald waren wir vorn eingeschwärmt, und nun entspann sich ein grimmiger Feuerkampf mit wechselndem Erfolge. Endlich, gegen 8 Uhr abends hatten wir die Gegner, die sich verzweifelt wehrten, in einen Wald getrieben. Der Zug, zu welchem ich gehörte, lag auf der Höhe eines Kartoffelackers, der sich dem Walde entgegen leicht absenkte. Wir wollten den Feinden nach, die 800 Meter entfernt, am Waldrande eine Verteidigungsstellung eingenommen hatten. Jedoch bemerkten wir, als wir bis zur halben Höhe des Ackers heruntergekommen waren, vor dem Waldrande einen Sumpfstreifen. Drüben lagen russische Maschinengewehre. und wir hatten in der nun erreichten Stellung ein sehr ungünstiges Schußfeld. Da blieb nichts weiter übrig, als so schnell wie möglich auf die Höhe zurückzugehen. Dabei verloren wir im Kartoffelgestrüpp drei Verwundete und einen Toten. Bis in unsre wieder eingenommene Höhenstellung hörten wir das röchelnde Stöhnen der armen Leute und konnten auch nun nicht recht schießen. Da sagte unser Vizefeldwebel: „Will nicht ein Unteroffizier mit zwei Mann vorgehen und die Verwundeten holen? Aber natürlich freiwillig, denn wir können keine

Feuerunterstützung leisten, wogegen die Helfer von drüben jedenfalls scharf aufs Korn genommen werden."

Da ich den Verwundetentransport verstehe, meldete ich mich. Zwei mutige Leute gingen mit. Wir krochen vor. Die Geschosse sausten uns um die Ohren. Ich kroch zu dem Kameraden, der am weitesten vorn lag und wartete, bis alle gerettet waren. Dann nahm ich die vier Gewehre, zog auch die Tornister hinterher und kroch, wieder unter schwerem Feuer, zurück. Der Jubel, als wir heil ankamen, war unbeschreiblich. Ich wurde vor lauter Freude, daß die Sache gelungen war, geradezu umarmt. Später wurden die Russen von der Seite gefaßt, so daß wir gegen neuneinhalb Uhr unter Sternenwacht endlich einen Happen aus der Gulaschkanone erhielten. Wir waren siebzehn Stunden im Gefecht gewesen, — ein heißer Tag aus der Tannenberger Schlacht.

Von der Schlacht an den masurischen Seen.

Aus dem ersten Teil des deutschen Feldzugsbüchleins 1914. (Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha) Preis 1.— *M*

Ein herrlicher Septembertag ging mit all seiner Pracht zu Ende. Müde und matt von den tagelangen Märschen kam unser Regiment von O. über A. in Sk. an. Ungefähr zwei Kilometer östlich von Sk. auf einem großen Gutshof, den unsere Artillerie ganz in Brand geschossen hatte (weil sich die Russen darin festgesetzt hatten), bekamen wir die Nachricht, daß der Feind die Vorposten vier Kilometer östlich geräumt habe und sich in die Hauptstellung zurückzöge. Wir schlugen deshalb Zelte auf, um zu biwakieren, während das erste Bataillon die Verfolgung aufnahm. Als die Nacht hereinbrach, erhielt das zweite Bataillon Befehl, die Zelte abzubrechen, um, gleich dem ersten Bataillon, sich ungefähr einen Kilometer vor der feindlichen Stellung einzuschanzen. Infolge der großen Dunkelheit, der Müdigkeit und der Nähe des Feindes kamen wir nur langsam vorwärts. Den Weg, der durch die Felder ging, zeigten uns die ringsum brennenden

Gutshöfe und Dörfer, denn die Russen haben die üble Angewohnheit, alles Brennbare auf ihrem Rückzuge anzuzünden. Es war eine sehr kalte Nacht, kein Stern am Himmel, eine unheimliche Stille, nur unterbrochen durch das Geräusch des sich in die Erde bohrenden Spatens. Ab und zu fiel ein Schuß in der Vorpostenlinie. Wir arbeiteten mit einhalbstündiger Ablösung und hatten uns am Morgen bis an die Zähne eingebuttelt. Um $^1/_2$9 Uhr gingen die 32er links von uns in weiten Zwischenräumen zum Angriff vor und erhielten aus einem Wald vor ihnen Feuer. Sie arbeiteten sich weiter vorwärts und waren bald unseren Blicken entschwunden. Jetzt kam die Reihe zum Vorrücken an uns. Rechts von uns lag die vierte Kompagnie. Kaum aus den Schützengräben heraus, wurden wir von einem Kugelregen überschüttet, der uns jedoch wenig Schaden zufügte, da die Russen fast durchweg zu hoch schießen. Wir kamen in einen Wald und blieben hier $1^1/_2$ Tage liegen, da die feindliche Artillerie ein weiteres Vorgehen unsererseits verhinderte. Wir sahen an den gefällten Bäumen, daß die feindliche Stellung vor uns auf einem Berge lag. Fortwährend wurden wir von Granaten und Schrapnellen beschossen, so daß es ein ziemlich zweifelhaftes Vergnügen war, in diesem Walde noch länger zu bleiben. Ein Kamerad wurde im Walde beim Austreten von einer verirrten Infanteriekugel erheblich verwundet. Ein Schrapnell platzte gerade über der im Laufschritt den Wald verlassenden Gruppe der 8. Kompagnie. Sechs Mann bleiben liegen, drei erheben sich nach einiger Zeit wieder, hinken und kriechen in einen schützenden Graben, kaum haben sie diesen erreicht, als ein zweites Schrapnell genau auf derselben Stelle platzt und die anderen drei, die schwer verwundet daliegen, tötete. Dies alles konnten wir durch das Buschwerk des Waldes sehen. Am Abend machten zwei Mann den toten Kameraden ein Grab und setzten ein Holzkreuz darauf, unser General und unser Oberst schmückten es mit Eichenzweigen. Am Morgen hatten die Russen die Stellung geräumt und wir zogen ein. Geradezu meisterhaft hatten sie sich hier verschanzt, hatten sie doch auch 14 Tage Zeit gehabt. Die Verschanzungen hoben

sich kaum vom Erdboden ab, aber dennoch sah man die tiefen Löcher, die unsere Artillerie hineingejagt hatte. Die Gräben selbst lagen voll toter Russen. Von hier an beginnt der eigentliche Rückzug der Russen. In Gumbinnen war schon eine russische Verwaltung eingerichtet und die Kerls sagten den Leuten, sie seien jetzt Russen, ihr Amt sei in Gumbinnen, und sie hätten es als Russen sehr viel besser denn als Preußen. Auf dem Marsche fragten sie immerfort die Bauern, wie weit es noch bis Berlin sei. Dorthin kamen sie ja auch, aber anders, als sie gedacht.

Wir nahmen also die Verfolgung auf und hatten schon in der nächsten Nacht ein Gefecht. Bei Dunkelheit rückten wir mit aufgepflanztem Bajonett und geladenem Gewehr an die feindliche Stellung heran. Das dritte Bataillon war uns auf einem anderen Wege vorausgegangen. Da hörten wir vor uns ein hundertstimmiges Hurraschreien, das uns belehrte, daß die Unsrigen am Feinde waren. Aber es fiel kein einziger Schuß. Wie wir später erfuhren, waren es die Russen, die schrien, um uns heranzulocken. Wir waren nun schon so nahe an dem Feinde, daß wir ihm, da doch kein Schuß fiel, zurufen konnten: „Hier Infanterieregiment Nr. 82", worauf etwas in deutscher Sprache geantwortet wurde.

Nun gingen wir sorglos vor, als plötzlich — wir wußten gar nicht, woher es aus allen Ecken kam — ein Feuern losbrach. Infanterie- und Maschinengewehrfeuer prasselte in unsere Reihen. Ein Nachtgefecht ist immer eine heikle Sache, man sieht keinen Feind und wird dennoch beschossen. Es blieb uns nichts weiter übrig, als auf den kommenden Tag zu warten. Bis um 10 Uhr morgens fielen noch einige Granaten in unsere Stellung und verwundeten mehrere Offiziere. Um 11 Uhr meldeten Patrouillen, daß sich der Feind, dem Wagengerassel zufolge, zurückgezogen habe. Wir blieben ihm auch an dem Tage dicht auf den Fersen und konnten ihn schon am anderen Tage wieder fassen. Wir befanden uns im Marsche, als die Meldung kam, unweit des vor uns liegenden Dorfes S. sei die russische Bagage festgefahren; wir sollten sie nun auf gut deutsch „kapern". Zwei Kompagnien

schwärmten aus, während links von uns die Ulanen davonjagten. Die Begleitung der Bagage hatte sich in den Häusern festgesetzt und beschoß uns von da. Wir gingen aber, da die Russen wieder ihren alten Schießfehler hatten (zu hoch schießen), sicher vor, und die Kugeln flogen über uns hinweg. So kamen wir den Häusern näher und sahen die Russen laufen, was die Beine hergaben. Plötzlich tauchte drüben am Ende des Dorfes eine weiße Fahne auf; einen Augenblick verstummte unser Feuer, da die Russen in der Absicht, sich zu ergeben, die Hände hochhoben. Wir nahmen die Russen gefangen und es wurden mehr und mehr, zuletzt waren es 640 Mann. Wir mußten ihnen Portemonnaies und Messer abnehmen und fanden große Summen deutschen Geldes, welches sie den ostpreußischen Bauern geraubt hatten. Während des Gefechts spielten sich einige eigenartige Szenen ab. Wir kamen in ein Haus, in dem vorher die Russen waren; die Leute waren im Keller, und plötzlich steckte ein alter Graukopf den Kopf zur Tür heraus, neugierig, ob wohl die Russen noch da seien. Mit einem überlauten „Hurra, die Preußen!" stürzte er hervor, erfaßte einen in der Ecke stehenden dicken Stock und wollte hinter den Russen her. In einem anderen Hause fiel eine alte Frau einem bärtigen Krieger weinend um den Hals und streichelte ihm vor Freude die Wangen wie einem Kinde. Die Russen waren also gefangen, die Bagage mit all dem geraubten Zeug aus Deutschland in unseren Händen. Aus den umliegenden Dörfern kamen die Leute herbei und suchten sich heraus, was sie brauchen konnten: feine Damenroben, seidene Tücher, Haarfrisuren, Gold- und Silberzeug usw., Zucker, Butter usw. Am anderen Tage machte uns der General die Mitteilung, daß in der Schlacht auf der ganzen Linie 110 000 Russen gefangen und 135 Geschütze genommen seien. Unser Korps verfolgte sie noch bis 10 Kilometer nach Rußland hinein über Gumbinnen, Stallupönen, wurde aber dann in der Verfolgung abgelöst durch ein anderes Korps. Die Schlacht mit Verfolgung dauerte vier Tage und vier Nächte. Wir werden, nachdem wir in Belgien Lüttich und Namur gestürmt, dann hier die Russen vertrieben haben, nunmehr nach dem dritten

Kriegsschauplatz verladen. Hoffentlich ist uns dort das Glück ebenso gutgesinnt, wie bisher, damit unsere Feinde merken, daß der „Deutsche Michel" doch nicht so schläft, wie sie es sich dachten; denn es ist noch immer das alte Bismarckwort jung: „Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt!"

Der Abzug der Russen aus Tilsit.

Mit beispielloser Keckheit und verwegenem Mute waren am Sonnabend vormitag, 12. September, preußische Dragoner auf Patrouillenritten in unmittelbarer Nähe der Stadt erschienen. Am Botanischen Garten über dem Teich tauchten etwa um zehn Uhr, für die maßlos erstaunten ahnungslosen Augenzeugen wie aus dem Erdboden gestampft, preußischer Kavalleristen auf. Einer von ihnen, ein braver Tilsiter Dragoner namens Pape, rief einen Jungen an sich heran und bat ihn, seiner Mutter auszurichten, daß ihr Sohn sich wohl und munter befinde, und daß Tilsit keine Angst zu haben brauche, die Preußen würden bald kommen. Eine andere Patrouille erschien kurz vor 3 Uhr bei Moritzkehmen. Ihr Führer sagte zu der dort wohnenden, in Tilsit bekannten Frau Kopp: „Um 5 Uhr rücken wir in Tilsit ein." Und wahrlich, Tilsit brauchte keine Angst zu haben, unsere Truppen befanden sich Punkt 5 Uhr bereits am Hohen Tor. Um ½ 3 Uhr etwa verlautete in der Stadt, daß in der Nähe des Sonnenbades ein Handgemenge zwischen deutschen Truppen und den Russen im Gange sei. Auf die Kunde davon eilten wir selbst sofort hin zur Königsberger Straße und in die Nähe des Karlsberges. Dort hörten wir tatsächlich bald Gewehr- und gleich darauf auch das erste Kanonenfeuer. Einzelne Blindgänger pfiffen dort aber bedenklich herum, so daß wir uns in die Königsberger Straße zurückbegaben. Jetzt rückte auch der letzte kümmerliche Rest der Besatzung von Tilsit, Infanterie und etwas Artillerie, zur Verstärkung

der russischen Front aus. Das Feuer wurde bald heftiger und teilweise sehr lebhaft. Flüchtlinge aus Kallkappen, wo die Russen in Stellung waren, zogen in großer Menge in die Stadt ein, ließen sich aber bald beruhigen. Jetzt dröhnen mit einem Male die dumpfen Klänge unserer Feld-Haubitzen, die eine so verheerende und von den Russen mit Recht gefürchtete Wirkung ausüben. Um 1/25 Uhr etwa ließ das Geschütz- und Gewehrfeuer und das Geknatter der Maschinengewehre merklich nach, um bald gänzlich zu verstummen. Da erscheinen auch schon die eben in die Front gerückten Russen auf dem Rückzuge in die Stadt. Einige wenige Leichtverwundete waren bereits vorher zu Fuß zurückgekehrt. Die Stimmung unter den Leuten war hundsmiserabel. Schweigend lassen wir die traurigen Gestalten an uns vorüberziehen, dann aber geht's hinaus zum Karlsberg, denn jetzt, das ist unsere feste, beseligende Überzeugung, müssen auch sofort die verfolgenden Preußen kommen. Noch sind wir nicht an der Werthmannschen Villa angelangt, da kommen ein paar kleine Mädchen freudestrahlend, mit Gesichtern, wie wir sie in diesem Glanz und mit so verklärten Augen noch nie im Leben gesehen, atemlos angelaufen: Die Österreicher kommen! Und richtig, zu beiden Seiten der Straße tauchen Pickelhauben auf. Es sind nicht die Österreicher, die wir auch freudig begrüßt hätten, es sind vielmehr preußische Landwehr-Infanteristen, alles Berliner und Märker. Die Wackeren sind noch nicht einmal feldgrau, sie tragen die blaue Litewka der Friedens-Infanterie. Fast atemlos vor Staunen lassen wir die ersten Preußen an uns vorüberziehen, um uns zu vergewissern, ob es denn nun auch wirklich wahr ist, was sich vor unseren Augen abspielt. Dann aber, als die Scharen der einrückenden Verfolger immer dichter werden, hebt ein Jubeln, ein Jauchzen an, das mit Worten zu schildern unmöglich ist. Junge Mädchen, alte Frauen, Kinder, gereifte Männer, alles, alles läuft den Befreiern vom russischen Joch entgegen. Jeder möchte die Hand der ersten fassen, sie drücken und schütteln, und bedenkt in all der Freude gar nicht, daß die Truppen ja auf der Ver-

folgung begriffen und von einem Ingrimm, die fliehenden Russen zu erreichen, erfüllt sind, der sich einfach nicht schildern läßt. Blumen in ungezählten Mengen fliegen unseren braven Vaterlandsverteidigern zu. Man kommt aus dem Staunen nicht heraus, woher gewissermaßen im Handumdrehen all diese riesigen Mengen von Blumen kommen. Aus allen Häusern eigen Frauen, Männer und Kinder heraus, um den anrückenden Preußen Wasser, Bier, andere Getränke, Wurst, Brötchen, Schokolade in einer Menge zu reichen, daß die über diesen beispiellosen begeisterten Empfang gerührten Soldaten lachend und mancher vielleicht mit einer verstohlenen Freudenträne im Auge schließlich dankend ablehnen. Jetzt saust auch die erste Feldartillerie heran. Nur schwer kann sie sich anfänglich einen Weg durch die Völkerwanderung bahnen. Aber bald sieht die Bevölkerung trotz der jedes Maß überschreitenden Begeisterung mit bewunderungswürdiger Disziplin ein, daß die Straßen geräumt werden müssen. Da endlich kann die Artillerie im gestreckten Galopp in die Fabrikstraße und in die Hohe Straße einbiegen. Die Vorgänge und Ereignisse überstürzen sich jetzt in schier sinnverwirrender Fülle. Einer der ersten Artillerieoffiziere, der mit seiner Batterie in die Stadt hinein und dem fliehenden Feinde nachsaust, ist der vielen Tilsitern bekannte Gutsbesitzer Käswurm (Tilsewischken). An einigen Stellen der Stadt entspinnt sich ein kurzer Straßenkampf. Besonders große Dimensionen nimmt er in der Gegend der Dragonerkaserne an, wo die Russen, wenn überhaupt, an eine so eilige, sinnlose Flucht nicht im entferntesten gedacht haben. Noch haben die Russen nicht einmal die Luisenbrücke vollständig überschritten, schon glimmen vom anderen Ufer der Memel von den Russen gelegte Zündschnüre, um die Brücke in die Luft zu sprengen, da braust wie das Ungewitter eine preußische Batterie heran und rast den Russen nach auf die Brücke. Voran der Hauptmann mit seinem Adjutanten, einem anderen Offizier und einigen Berittenen. Am Ende der Brücke springt der Hauptmann — Flettscher ist der Name dieses Helden — vom Pferd, schlägt mit seinem Degen auf einige russische Infanteristen

ein und eilt spornstreichs ans Ende der Brücke, durchhaut mit dem Degen Drähte und Zündschnüre, der Degen geht dabei zum Teufel, er nimmt die Pistole in die Rechte, erteilt schnell seinen nachfolgenden Leuten noch den Befehl, auch eine andere Schnur und Drähte zu durchhauen, und saust den Russen dann weiter nach. Es ist nicht nur ein Bravourstück von seltenem Schneid, das dieser Offizier vollbracht hat, es hat eine Bedeutung von ungeheurer Tragweite. Die für die Verfolgung und für die Stadt überhaupt unschätzbar wichtige Luisenbrücke ist gerettet. Nie wollen wir dem Hauptmann Flettscher und seiner Batterie dieses Heldenstück vergessen. Was hat sich unterdes in der Stadt abgespielt? Als dem ersten Infanteristen der einrückenden Spitze von atemlos hinzueilenden Zivilisten in der Königsberger Straße gemeldet wird, daß von der Dragonerkaserne aus die Russen geschossen haben und noch schießen, eilen sie sofort vom Hohen Tor aus und durch die Reitbahnstraße dorthin. Sie legen das Gewehr an, ein kurzes Zielen, und die reitenden und radfahrenden Russen überpurzeln sich. Unsere Landwehr schießt gut, das muß man ihr lassen. In der Gerichtsstraße, am Herzog-Albrecht-Platz, vor allem aber in der Bahnhofstraße, liegen zahlreiche Pferdeleichen. Auch in der Hohen Straße werden einige Russen abgeknallt und in den zunächst gelegenen Hausfluren sofort verbunden. Jetzt knallen auch drüben bei Übermemel schon Kanonenschüsse unserer Verfolger auf die ausreißenden Russen. Auf dem Rathause ist der russische Fetzen, den wir zähneknirschend vom 26. August bis zu diesem denkwürdigen 12. September haben tagtäglich über unseren Häuptern flattern sehen müssen, sofort eingezogen worden. An seiner Stelle wehen die deutschen und preußischen Fahnen wieder vom Rathause. Wie im Nu flattern auch von zahllosen Privathäusern die preußischen und deutschen Fahnen, die Glocken der deutschen Kirche erklingen, der Jubel in der ganzen Stadt schwillt immer stärker an, stundenlang erklingt er, ein erlösender Befreiungsruf, und Ausbruch des tiefsten Dankes, unseren Truppen entgegen und zum Himmel hinauf. Die russischen Soldaten wurden in den letzten Tagen

schon bedenklich frech und rabiat. Sie raubten und stahlen trotz der gegenteiligen Befehle einiger der anständigeren Offiziere alles, dessen sie habhaft werden konnten. Der organisierte Massendiebstahl sollte uns ja nach dem Befehl des russischen Kommandanten Bogdanow in Gestalt von Haussuchungen noch bevorstehen. Zum Glück für uns sind wir davor und vor Schlimmerem bewahrt worden, dank der bewunderungswürdigen Leistung unserer Truppen. Diese haben am Sonnabend einen Marsch zurückgelegt, wie er von kämpfenden Truppen wohl nur in den seltensten Fällen verlangt und ausgeführt wird. Die Landwehr-Infanterie kam aus der Gegend zwischen Mehlauken und Labiau, die Artillerie hatte zwei Tage marschieren müssen, ohne die Pferde zu füttern. Aber am Sonnabendnachmittag sollten die Truppen nach dem Befehl der Heeresleitung in Tilsit sein, und sie waren vollzählig da. Die verfolgende Artillerie und Infanterie hatte den Auftrag, dem Feind vernichtend nachzusetzen. Sie kamen diesem Befehl mit einer Präzision nach, die Staunen und Bewunderung erregt. Am Sonnabend noch wurden 12 russische Offiziere, darunter ein General in seinem Automobil, und 500 russische Soldaten gefangen genommen und in der Nacht nach Tilsit eingebracht!

Die zweite Schlacht in Tilsit.

In den frühesten Morgenstunden des Sonntags wurden die Einwohner von Tilsit durch neues Maschinengewehr- und Artilleriefeuer ziemlich jäh aus dem Schlafe geweckt. Vom Rennplatz und dem Friedhof her donnerten dort verschanzte russische Geschütze auf die Stadt Tilsit. Mehrere Granaten schlugen in Häuser der Stadt selbst, eine sogar bis zur Kasernenstraße, ein, glücklicherweise ohne besonderen Schaden anzurichten. Von unserer Seite rückte sofort Infanterie und Artillerie zur Verstärkung nach den verschiedensten Stellungen aus. Es schien fast so, als ob sie die Russen erst einmal den größten Teil ihrer Munition verpulvern lassen wollten, ehe sie selbst mit kräftigerem Feuer eingriffen und gegen die

Russen vorgingen. Als dann aber wieder unsere Haubitzen in Stellung gegangen waren und ihren vernichtenden Schrapnellhagel auf die Russen herniederprasseln ließen, war der Moment zum Vorrücken gekommen. Das Feuer entfernte sich immer mehr von der Stadt, und es dauerte gar nicht so sehr lange, da wurden bereits die ersten Verwundeten, aber auch schon zahlreiche russische Gefangene nach Tilsit eingebracht. Der Erfolg des Ringens war in Anbetracht der am Kampfe beteiligten russischen Truppen überwältigend. Bis zum Sonntagabend waren 5000 Russen gefangen. Das muß so ziemlich der ganze Rest aller in die Niederung vorgerückten russischen Streitkräfte sein. Möglich wäre es nur noch, daß sich verhältnismäßig unbedeutende russische Streitkräfte in der Gegend von Sköpen und einzelne versprengte Abteilungen in der übrigen Niederung herumtreiben. Auch sie dürften bald bis zum letzten Mann aufgebracht und gefangen genommen werden. Tilsiter Allgemeine Zeitung.

In russischen Schützengräben.

Acht Tage sind wir nun hinter den Russen her. Das Gesindel ist überall und nirgends. Seinen dauernden Rückzug durch niedergebrannte oder in Flammen stehende Ortschaften bezeichnend. Die armen Bewohner wissen schauderhafte Erpressungen, Erschießen schulpflichtiger Kinder (Landsberg), sinnlos wütende Zerstörungswut (Migehnen, Glandau, Landsberg, Stockheim, Ausbauten Engelau) zu berichten. Kleiner kann kaum etwas zerschlagen werden, als es hier geschehen ist. Tagelang marschieren wir wie durch eine Wüste. An Stelle der blühenden Ortschaften rauchende Trümmerhaufen. Schwarzgeräucherte tote Wände ragen aus dem Schutt anklagend zum Himmel. Hier und da dringt pestilenzartiger Gestank der verwesenden, verschütteten Menschen- und Tierkörper den marschierenden Kolonnen widerlich eklig in die Nase. In den verwüsteten Wohnräumen sind auch die kleinsten lieben Andenken wie Photographieen, Kinderspielzeug, Spiegel,

Lampen, Porzellan, Küchengeräte in denkbar kleinste Stücke zerschlagen. Viel gesprochen wird in den Kolonnen nicht mehr. Was hat es auch Sinn! Das unverhüllteste Elend spricht lauter als die gerechteste Entrüstung aus uns. Alles ist von still bissiger Wut erfüllt, und wer in den starren Blicken unsrer sonst so lieben lustigen Kerle lesen kann, der weiß, was dem Mordbrennergesindel blühen wird.

Heute ist's wieder einmal endlos. Die naßkalte, schlaflose Nacht in den zugigen Stockheimer Scheunen war alles andere als erquickend, und das endlose, anscheinend planlose Umherstolpern im ostpreußischen Acker wenig erbaulich. Die Septembersonne brennt höllisch hernieder, Kaffee hat es heut nicht gegeben, die Feldflaschen sind seit gestern leer, und Quellen, Brunnen, soweit sie noch stehen, und Fließe sind typhusverdächtig. Stumpfsinnig döst alles durch die Mittagsglut. Plötzlich: „Halt, Gewehr ab, Hinlegen!" Schwer sackt alles in die Knie und sucht zwischen den rippenquetschenden Rübenreihen notdürftig Unterkommen. Knirschend zermahlen die Zähne die süßlich herben Futterrüben, die wenigstens fürs erste den brennenden Durst löschen, um ihn nach kurzer Zeit nur noch stärker empfinden zu lassen. Adjutanten kommen und gehen lebhafter als bisher. Etwas liegt in der Luft. Jeder fühlt's. Endlich haben wir sie festgekriegt.

Die Variante: Wahr di Ruß: Die Garde kummt! — will mir nicht aus den Ohren. Langsam mit „Gewehr ab" geht's vorwärts. Noch nichts vom Feinde. Plötzlich halb links von uns, kaum eine Viertelstunde entfernt, aufwirbelnder Qualm. Die weichenden Russen haben uns die alte schöne Kirche von Klein-Engelau vor der Nase in Brand gesteckt. Mit wehmütig ernstem Gesicht sehen wir dem Umsichgreifen des Brandes zu. Zu helfen gibt's da nichts. Doch das schaurig schöne Bild ist ein neuer Posten für unsere lange Rechnung mit der Mordbrennerbande. Stundenlang liegen wir unbeweglich, Gewehre zusammengesetzt, schlafend, Karten schreibend, teils in stiller Wut, teils in Gedanken halb zu Hause, bald in blutiger Abrechnung mit dem Feinde. Sogar der Skat kommt bei einigen Unverbesserlichen zu seinem Recht.

Über dem Walde weit vor uns platzen Schrapnells. Aufschlagende Granaten der Russen dröhnen dumpf zu uns herüber. Mächtige Säulen schwarzen Rauches, Erde und Sprengstücke emporschleudernd. Unser kleiner Oberleutnant kommt plötzlich zurück, hastig, weit ausschreitend. Aufpeitschend klingt sein unterdrücktes „An die Gewehre" in die Ohren. Im Nu steht die Kompagnie. Spähend marschieren wir in den dämmernden Abend hinein. Vorpostenstellung. In einer einsamen Scheune bleiben die Tornister. Widerstrebend schnallen wir die Spaten los. Eingraben! Warum? Wir sind keine Maulwürfe. Laßt uns dem Gesindel lieber auf den Pelz rücken. Es hilft nichts. Da kommen die Befehle: „Was steckt in den Waldstücken vor uns? Steht die Allerbrücke noch?" Das ist andre Arbeit. In ein paar Sätzen bin ich bei meinem Kompagnieführer. Ein freundliches Kopfnicken. Er hat's wohl nicht anders erwartet. Wohlgemeinte Ermahnungen, denn zwei Patrouillen der abgelösten Vorkompagnie sind an derselben Aufgabe schon gescheitert. Ein warmer Händedruck, und ich bin mit meinen ausgesuchten Kerlen außerhalb der Schützenkette. Wie die Katzen geht's nach der letzten Feldwache sprungweise von Baum zu Baum, jeder Strauch, jeder Graben und jede Bodensenkung bietet willkommene Deckung gegen Sicht. Blitzartig zucken mir die verrücktesten Entwürfe durch den Kopf, wie ich zum Ziele gelange. Dort tauchen die russischen Schützenlinien auf, kaum 100 Meter entfernt. Links Drahtverhaue, rechts der besetzte Hochwald. Da ist an Durchschleichen nicht zu denken. Zum Teufel, sollen wir denn auch zurück und dann beschämt vor unsern Führer treten mit einem „Es geht nicht, Herr Oberleutnant!" Niemals. Ein leiser Pfiff, und meine Leute sind bei mir. „So geht's nicht weiter. Wir kommen nicht durch. Ich gehe jetzt gerade auf die Russen los. Wer nicht mit will, kann's sagen." Beinahe verächtlich sehen mich meine Jungen an und ich schäme mich fast, es gesagt zu haben. Nun dann drauf in Gottes Namen. Und in fliegender Hast setze ich ihnen auseinander, was ich vorhabe. Meine vor dem Kriege in Rußland erworbenen Sprachkenntnisse sollen

helfen. Die weiteren Kommandos nur russisch gegeben, und meine Leute nur das tun, was ich ihnen ein paar Schritte vor der Front vormache. Und ob sie wollten! Kein Wort des Bedenkens, stumme ernsteste Pflichterfüllung bei allen diesen lieben Jungen. Noch einen Augenblick liegen wir still, es ist, als hielte uns der Heimatboden zurück von den nächsten Schritten, deren jeder einzelne zu Tod oder Gefangenschaft führen kann. Dann aber auf und vorwärts! Es ist stockdunkel geworden, und selbst auf kürzere Entfernungen dürfte auch das schärfste Russenauge nicht entscheiden können, ob ihm Freund oder Feind auf den Pelz kommt. Aber so ungemütlich eiskalt läuft mir's doch über den Rücken, als dicht vor uns Gewehre klappern. Da knallt es uns auch schon entgegen, drei, vier Schuß. Wir liegen wie weggeblasen glatt auf dem Boden. Viel können es kaum sein. „Vorsicht, wer seid Ihr", rufe ich teils zu meinen Leuten, teils zum Gegner auf russisch hinüber. Dieselbe Frage kommt zurück. „Patrouille zwei auf dem Rückweg nach Allenburg.". „Gut, kommt her!" — Jetzt die Kolben fest und ran. Im Nu bin ich hoch und meine Leute folgen. Kaum zehn Schritte vor uns richtet sich eine Gestalt auf, wahrscheinlich der Führer. Noch einmal die Frage: wohin? „Nach Allenburg!" — „Gut; auf Wiedersehen!" Wir sind durch, unerkannt hinter der ersten feindlichen Linie. Ruhig, äußerlich wenigstens, überschreiten wir einen dünnbesetzten Schützengraben. Sie heben kaum die Nasen, kein Mensch achtet mehr auf uns. Segne euch der Teufel eure Sorglosigkeit! Ich bin in einem unbeschreiblichen Zustand. Wird es glücken, das Herz schlägt bis zum Halse, ich bin klitschnaß geschwitzt. Weiter vorwärts. Plötzlich hinter uns Unruhe. Hat man Verdacht geschöpft? Ist die richtige Patrouille zurückgekehrt? Hinter uns Schritte. Etwa drei feindliche Patrouillen folgen uns.

Wir schreiten lang aus. Vor uns liegt ein neuer Schützengraben, besetzt oder nicht? Gleichviel, drauf los und hinein! Kein Mensch ist darin zu sehen, wir machen uns schußfertig, wenn es zum Äußersten kommen sollte. Da laufen von rechts Russen auf uns zu, augenscheinlich zur Besetzung unsres

Grabens. Sie hielten uns wohl für Leute einer andern russischen Abteilung, denn friedfertig plumpst ihr linker Flügelmann keine 3 m vor mir in den Graben, gerade wie zur Verlängerung meiner Front. In dieser kitzlichen Lage schreie ich ihn plötzlich an: „Deutsche Patrouillen gerade aus vor uns!" Gleichzeitig schieben wir die Gewehre vor, und krachend pfeift den verfolgenden Russen deutsches und russisches Blei um die Ohren. Die eben gekommenen Russen nehmen das Feuer mit auf. Ob wir die Verfolger weggeputzt haben oder nicht? Jedenfalls waren wir aber gewiß, daß unsre Herrlichkeit hier nicht all zu lange mehr dauern könne. Darum ein warnendes Achtung nach links zu meinem russischen Nebenmann, und während des weiter anhaltenden Feuers schlüpften wir aus dem Graben in der Richtung auf die Alle heraus. Sehr hoch haben wir die Köpfe nicht mehr getragen, denn die Kugeln pfiffen uns oft höllisch dicht um die Ohren. Endlich wird es lichter vor uns. Da liegt die Alle mit der noch stehenden Brücke. Unser Ziel ist erreicht. Schnell geht es bergab auf die Brücke los. Wir sind sorgloser geworden; denn hier im Tal pfeifen uns die nachgeschickten Geschosse schadlos über den Köpfen hinweg. Nur die Augen offen, daß wir jetzt keiner neuen feindlichen Stellung begegnen, denn wir sind keine einfachen Soldaten mehr, sondern Träger wichtiger Nachrichten. Da regnet's auch schon neuerdings Kugeln auf uns herab. Der Mond war unerwartet hervorgekommen und hat uns durch sein helles Licht verraten. Jenseits der Alle blitzen die Schüsse auf. Fabelhaft schnell sind wir von der Brücke in die Alle gerutscht. Wissen möchte ich aber doch, wie weit die russische Stellung reicht, und was darin sitzt. Rasch sind zwei Helme auf die aufgepflanzten Seitengewehre gesteckt und huschen am Brückengeländer hin und her. Die Russen hätten viele Patronen sparen können. Bald wird's aber doch zu ungemütlich, aber festgestellt haben wir, daß die Schüsse etwa 300 Meter rechts und 400 Meter links der Brücke aufleuchteten. „Vielen Dank, Ihr Herren, wir wissen nun genug. Meine Skizze ist rasch gemacht, und nun auf Wiedersehen!"

Dicht an der Alle geht es in stolpernder Geschwindigkeit flußabwärts. Das Feuer wird immer schwächer. Bald sind es nur noch vereinzelte Schüsse. Wir krabbeln wieder aus dem Tal, da wir uns außerhalb der Feuerlinie glauben. Nun „Auf, marsch, marsch!" Geduckt gleiten wir über Sturzacker und Brachland. In den kurzen Ruhepausen können wir noch deutlich hören, wie die russischen Geschütze und Wagen in ostwestlicher Richtung dahinrollen und die Spaten arbeitender Russen in der Erde knirschen. Diese Nachrichten dürften wohl für unsere Führer genügen zur Abrechnung auf morgen. Wohlbehalten treffen wir wieder bei unsrer Kompagnie ein.

Verwundet — gefangen — befreit.

Aus den Erlebnissen eines westpreußischen Feldwebels.

Aus den Kämpfen in Ostpreußen erzählt ein verwundeter Infanterie-Feldwebel folgende Episode:

„Unser Regiment, das bei Gr . . . = G . . . . . lag, bekam Befehl, sich marschbereit zu halten, weil der Feind sich näherte. Gegen 3 Uhr nachts brachen wir auf. Es herrschte dichter Nebel, so daß wir von den Russen nichts sehen konnten. Als wir das Feuer eröffneten, glaubten wir es nur mit wenig russischen Kräften zu tun zu haben. Nur zu bald merkten wir, daß wir uns getäuscht hatten. Wir waren einem fürchterlichen Artilleriefeuer ausgesetzt.

Als der Nebel wich, sahen wir, daß sich die Russen doppelt verschanzt hatten. Wir lagen auf einer Anhöhe. Artillerie kam uns zu Hilfe und es gelang uns, die Russen in die Flucht zu schlagen. Hierbei wurde ich verwundet, ich erhielt einen Granatsplitter ins rechte Schienbein.

Ich hatte eine Binde bei mir und verband mir die Wunde so gut es ging zunächst selbst, wobei ich meine Halsbinde zur Hilfe nahm. Nach jedem Gefecht suchen deutsche und russische Sanitätskolonnen das Schlachtfeld ab und verbinden die Verwundeten. Ich geriet nun in russische Hände,

die mich auch verbanden, gleichzeitig aber als gefangen erklärten, mich barfuß mit mehreren verwundeten Russen auf einen Leiterwagen packten und der russischen Grenze zufuhren. Es gelang ihnen aber nicht, durchzukommen, da die Grenze mit deutschen Truppen besetzt war. Drei Tage sind sie so mit mir längs der Grenze gefahren, ohne hindurchzukommen. Ich hatte 200 Mark bei mir, habe fast alles verteilt an die Russen, um nur etwas zu essen zu bekommen. Sie stürzten sich gierig auf das Geld. Trotzdem bekam ich während der drei Tage nur trockenes, hartes Brot zu essen und schmutziges Grabenwasser zu trinken.

Überall, wo wir durchfuhren, haben die Russen die Häuser geplündert und alle Möbel entzwei geschlagen. Die Betten und Matratzen luden sie auf die Pferde und Wagen und nahmen sie mit, warfen sie aber später wieder fort, als ihnen die Last zu unbequem wurde. So konnte man überall auf den Wegen die Bettstücke liegen sehen. Zuletzt warf man auch mich vom Wagen.

Auf allen Vieren kroch ich erschöpft in ein leerstehendes Haus, kletterte auf den Bodenraum hinter dem Schornstein und versteckte mich, um dort die Nacht zu verbringen. Nicht lange dauerte es, da kamen russische Soldaten in das Haus. Ich nahm bestimmt an, daß sie es in Brand stecken würden und hegte wenig Hoffnung mehr für mein Leben. Die Soldaten ruhten sich unten nur aus und verließen das Haus gegen Tagesanbruch wieder.

Jetzt verließ ich mein Versteck und versuchte durch ein Kartoffelfeld zu unseren Truppen zu gelangen. Die Sache war nicht einfach, weil ein fortgesetzter Kugelregen über das Feld pfiff. Ich hatte mir an einem Graben die Feldflasche mit Wasser gefüllt, wollte sie gerade an den Mund setzen und trinken, da durchbohrte eine Kugel die Flasche und ich warf sie von mir.

Ermattet warf ich mich nieder, zog den Rock aus und benutzte ihn als Kopfpolster. Es währte nicht lange, da kamen wieder russische Soldaten, darunter ein verwundeter russischer Offizier, der sehr gut deutsch sprach. Er verhinderte

es, daß ein Russe mich niederstach. Ich wurde wieder gefangen genommen, ohne Mütze und Rock, nur mit einem halben Hosenbein und barfuß wurde ich auf einen Wagen geladen und fort gings. Im Laufe des Gespräches erfuhr ich, daß der Offizier längere Zeit in Deutschland gewesen war. Er schimpfte mächtig darüber, daß die russischen Truppen, solange der Krieg schon währe, keinen Pfennig Löhnung erhalten hätten. Dabei sei das russische Brot miserabel. Als ich ihm darauf etwas Geld anbot, nahm er es mit höflichstem Dank an.

Nach etwa einstündiger Fahrt stießen wir zu einer russischen Armee, die von einer deutschen umzingelt und beschossen wurde. Unser Wagen blieb stehen und alles lief zu den Gewehren. Die allgemeine Verwirrung benutzte ich zur Flucht. Es gelang mir, ein Pferd mit einem Wagen zu ergattern und ich stob wie wahnsinnig davon. Es glückte mir tatsächlich mit Gottes Hilfe zu unseren Truppen zu kommen.

Die Russen, mit denen ich zusammen gewesen war, meistens russische Polen, hißten bald die weiße Flagge zum Zeichen, daß sie sich ergäben. Als das die echten Russen sahen, feuerten sie aus Wut auf ihre eigenen Kameraden, wobei viele verwundet wurden. Durch dieses Gefecht kamen ungefähr 200—300 deutsche Kameraden, die gefangen waren, frei. Von meinem Regiment habe ich nichts mehr erfahren. Eine andere Truppe hat mich aufgenommen und ins Lazarett gebracht.

Das Kleine Journal, Berlin.

Der letzte Brief.

Liebe Eltern und Geschwister!

Heute ist Sonntag nachmittag. Ein herrlicher Herbstnachmittag, die Sonne leuchtet, ein leichter Windhauch bewegt die milde Luft. Friede in der Natur und Fehde unter den Menschen. Die Kanonen senden ihre schrecklichen Grüße hinüber in die feindlichen Stellungen. Pioniere werfen ihre unheilvollen Minen in die feindlichen Schützengräben, um

den Gegner daraus zu vertreiben. Mit Donnerkrachen bersten die Geschosse der schwarzen Gesellen, alles um sich her vernichtend. Wenn der Feind, vom Schrecken ergriffen, die Gräben verläßt, um anderswo Schutz zu suchen, beginnt auf unserer Seite ein urplötzliches Schnellfeuer, das seine Wirkung nicht verfehlt. Danach tritt wieder Ruhe ein. Von drüben fällt hin und wieder ein Schuß, wenn einer der Unsern die gewohnte Vorsicht vergißt und den Kopf zu weit über die Deckung hinausstreckt; das muß er teuer bezahlen. Leider hat es auch heut wieder zwei Kameraden auf diese Weise getroffen, den einen am Kopf, den andern am Arm. Doch was ist das alles gegen das, was wir am heutigen Morgen erlebt haben. Dies Bild des Jammers wird jedem sein Leben lang vor der Seele stehen bleiben. Wir waren in der Nacht im Laufgraben vorgegangen bis an die Stelle, wo vor ungefähr vierzehn Tagen unser tollkühner Sturmangriff im Feuer der in Hecken versteckten Maschinengewehre des Feindes zusammengebrochen war. Damals mußten wir trotz verzweifelter Anstrengungen zurückgehen und unsere toten und verwundeten Kameraden zurücklassen, so schwer uns das wurde. Seither lagen sie dort und warteten auf die Hilfe, die ihnen doch niemand bringen konnte, und auf die Bestattung. Wer sich nicht zurückschleppen konnte, starb schließlich an den Folgen der Verwundung oder an Entkräftung. Und als wir sie heute fanden, boten sie uns einen schaurigen Anblick dar. Wir trugen sie zusammen und schaufelten ihnen ein gemeinsames Grab. Dann bestatteten wir sie mit einem stillen Gebet. Besonders herzzerreißend war der Schmerz eines Kameraden, der seinen Bruder unter den Toten fand. Auch der Bruder unsres alten Hauptmannes, der Oberleutnant von B. wurde nun endlich geborgen und zur Beisetzung auf den Friedhof in E. gebracht.

Doch nun genug davon, damit Ihr Euch nicht allzusehr um mich ängstet; doch ich mußte es schreiben, weil es mir selbst das Herz schwer gemacht hat. Ich bin bisher wohlbehalten durch alle Fährnisse hindurchgegangen und sehe auch der Zukunft mit heiterer Zuversicht entgegen, da ich Euch

betend hinter mir weiß. Gestern abend hieß es, daß heute bei Morgengrauen der allgemeine Sturm auf die feindliche Stellung beginnen sollte. Doch hat die Oberleitung sich die Sache scheinbar anders überlegt und noch etwas hinausgeschoben. Wir sind bereit und werden fechten im Gedenken an die gefallenen Kameraden und an die Sache Deutschlands und im Vertrauen auf Gott, der unsrer gerechten Sache den Sieg verleihen wird. In der Hoffnung, daß Euch dieser Brief gesund antrifft, grüße und küsse ich Euch herzlichst . . .

Euer Willi.

(Der erwähnte Sturmangriff ging bald darauf vor sich, und der Schreiber des Briefes fand dabei den Tod.)

Der Feldzug in Polen.

Bericht aus dem Großen Hauptquartier.
(Die Ereignisse auf dem östlichen Kriegsschauplatz seit Mitte September.

Nach der Vernichtung und Vertreibung der in Ostpreußen eingefallenen russischen Armeen waren erhebliche Teile der deutschen Streitkräfte zu neuer Verwendung frei geworden. Da die österreichisch-ungarischen Armeen, von stark überlegenen russischen Kräften angegriffen, um diese Zeit im Zurückgehen über den Sahn hinter die Wisloka sich befanden, wurden die freigewordenen deutschen Kräfte nach Südpolen befördert, mit der Aufgabe, die Verbündeten durch eine Offensive durch Südpolen über die Weichsel gegen den Rücken der über den San folgenden russischen Kräfte zu unterstützen. Unsere Bundesgenossen schoben alle südlich der Weichsel entbehrlich gewordenen Teile auf das nördliche Weichselufer, um sich dann mit ihrer gesamten Macht der dutschen Offensive anzuschließen. Noch um die Mitte des September standen die deutschen Truppen im russischen Grenzbezirk, und schon am 28. September konnte die neue Offensive aus der

Linie Krakau—Kreuzburg in allgemein östlicher Richtung beginnen, eine gewisse achtungswerte Leistung unserer Bahnverwaltung.

Auf dem linken Weichselufer war zunächst nur starke russische Kavallerie — etwa sechs Kavallerie-Divisionen — gemeldet, die vor dem deutschen Anmarsch zum Teil unter schweren Verlusten zurückwich.

Die Ende September über den Feind eingehenden Nachrichten ließen erkennen, daß der unmittelbare Zweck der deutschen Offensive, die Entlastung der zwischen den Karpathen und der Weichsel zurückgehenden verbündeten österreichisch-ungarischen Armeen, bereits voll erreicht war. Starke russische Kräfte hatten von den Österreichern abgelassen und wurden östlich der Weichsel im Vormarsch und Abtransport in nördlicher Richtung gegen die Linie Lublin—Kazimierz gemeldet.

In den ersten Tagen des Oktober schickten sich die Russen an, mit Teilen die Weichsel zwischen Sandomierz und Josefow zu überschreiten, anscheinend in der Absicht, mit diesen Kräften die nördlich und südlich Opatow gegen die Weichsel vorrückenden Verbündeten in der Front zu fesseln und, mit allem Übrigen über Iwangorod vorgehend, den deutschen linken Flügel umfassend anzugreifen. Diese Absicht wurde durch den überraschenden Angriff überlegener deutscher Kräfte vereitelt, welche die über die Weichsel bereits vorgeschobenen russischen Vorhuten am 4. Oktober östlich Opatow über den Fluß zurückwarfen. Die Russen gaben indes in der ihnen eigenen Zähigkeit ihre Absicht nicht auf. Weiter stromabwärts wurden in der Zeit zwischen dem 8. und 20. Oktober bei Kazimierz, Nowo-Aleksandria, Iwangorod, Pawlowice und Ryczywol neue Übergangsversuche unternommen, die sämtlich und zum Teil unter sehr schweren Verlusten für die Russen von uns verhindert wurden.

Inzwischen war es den österreichisch-ungarischen Armeen gelungen, die in Galizien eingedrungenen russischen Kräfte bis über den San zurückzuwerfen und Przemysl zu entsetzen; ein weiteres Vordringen, das sie in die linke Flanke der den Deutschen gegenüberstehenden russischen Kräfte führen

mußte, fand zähen Widerstand am San und hart nordöstlich Przemysl. Hierdurch gerieten die an der Weichsel stehenden deutschen und österreichischen Kräfte, deren Aufgabe es jetzt geworden war, ein Vorbrechen der Russen über die Weichsel zu verhindern, bis die von Süden auf dem rechten Weichselufer vordringenden österreichisch-ungarischen Armeen den Stoß in des Feindes Flanke führen konnten, in eine schwierige Lage.

Nachrichten über den Abtransport starker russischer Kräfte nach Warschau, sowohl vom San her wie aus dem Innern des Reiches, sowie Meldungen über den Ausbau einer starken brückenkopfartigen Stellung zwischen Lowicz—Skierniewice—Grojec—Pilica-Mündung ließen vermuten, daß die Russen eine große Offensive gegen den deutschen linken Flügel aus Richtung Warschau beabsichtigten. Bestätigt wurde diese Vermutung später durch wertvolle unter den Papieren eines gefallenen russischen Offiziers gefundene Nachrichten; hiernach verfolgten die Russen den Plan, mit etwa fünf Armeekorps die Deutschen an der Weichsel ober- und unterhalb Iwangorod zu fesseln, während die Masse, mehr als zehn Armeekorps mit zahlreichen Reserve-Divisionen, über Warschau—Nowo-Georgiewsk vorbrechend, den deutschen linken Flügel eindrücken sollte. Diese Absicht konnte nur durch schleunigen Vorstoß auf Warschau vereitelt werden. Gelang es, hier die Russen am Überschreiten der Weichsel zu verhindern, so gewannen die immer noch um den San-Abschnitt kämpfenden österreichisch-ungarischen Armeen Zeit, ihren auf dem rechten Weichselufer geplanten Vorstoß in die linke Flanke der um den Stromübergang ringenden Russen auszuführen.

Unter Belassung schwächerer Kräfte zur Sperrung der Weichsel ober- und unterhalb Iwangorod wurde mit den Hauptkräften unverzüglich auf Warschau aufgebrochen. In raschem, rücksichtslosem Angriff gelang es, schwächere bereits in der ausgebauten Stellung stehende feindliche Kräfte zurückzuwerfen und bis dicht an die Tore Warschaus vorzudringen, während die oberhalb und unterhalb Iwangorod stehenden Truppen in längeren erbitterten Kämpfen, die sich

bis zum 20. Oktober hinzogen, die inzwischen bereits unterhalb Iwangorod über die Weichsel vorgedrungenen russischen Kräfte trotz der feindlichen Überlegenheit festhielten.

Gegen die vor Warschau kämpfenden Korps entwickelten die Russen indes, über Nowo-Georgiewsk ausholend, allmählich eine fast vierfache Überlegenheit. Die Lage der Deutschen wurde schwierig, zumal der zähe Widerstand der bei Przemysl und am San stehenden russischen Kräfte ein Vordringen der österreichisch-ungarischen Armee gegen die linke Flanke des russischen Heeres vereitelte, und damit die Aussicht auf die Mitwirkung der verbündeten Armee auf dem rechten Weichselufer schwand. Ein Vordringen der Russen über die Weichsel war jetzt nicht mehr zu verhindern. Ein neuer Plan mußte gefaßt werden; man beschloß, den bei und westlich Warschau übergegangenen Feind anzugreifen, unter Heranziehung der ober- und unterhalb Iwangorod sperrenden deutschen Korps, die hier durch die auf das linke Weichselufer geschobenen inzwischen herangerückten österreichisch-ungarischen Truppen abgelöst werden sollten. Hierzu wurden die dicht vor Warschau stehenden Truppen in eine starke Stellung in Linie Rawa—Skierniewice zurückgenommen, während die bei Iwangorod freigewordenen Kräfte über die Pilica vordringen, die in westlicher Richtung nachdringenden Russen von Süden angreifen und die Entscheidung bringen sollten. Es gelang auch die Masse der russischen Kräfte bei Warschau in die gewollte Richtung zu ziehen. Mit Ungestüm griffen die Russen die sehr starke deutsche Stellung an, aber alle ihre Angriffe wurden unter blutigen Verlusten abgewiesen. Schon sollten die von Süden gegen die Flanke der Russen bestimmten deutschen Kräfte die Pilica überschreiten, als die Nachricht eintraf, daß die Verbündeten, die ihrerseits die unterhalb Iwangorod über die Weichsel vorbrechenden Russen von Süden her angegriffen hatten, ihre Stellungen in Gegend Iwangorod gegenüber der immer mehr anwachsenden feindlichen Überlegenheit nicht mehr zu behaupten vermochten. Gleichzeitig entwickelten die Russen sehr starke Kräfte gegen den deutschen linken Flügel bei Skierniewice, der bei der drohenden

Umfassung in südwestlicher Richtung zurückgenommen werden mußte.

Die an der Pilica und Radomka stehenden deutschen Kräfte waren ernstlich gefährdet. Von Iwangorod her entwickelte der Feind in Richtung auf die Lysa Gora immer stärkere Kräfte. Bei Przemysl und am San stand der Kampf. Unter diesen Umständen mußte das verbündete Heer den schweren, aber der Lage nach gebotenen Entschluß fassen, die ganze Operation an der Weichsel und am San, die bei der fast dreifachen Überlegenheit des Feindes keine Aussicht auf einen entscheidenden Erfolg mehr bot, abzubrechen; es galt, sich zunächst die Freiheit des Handelns wieder zu sichern und demnächst eine völlig neue Operation einzuleiten. Die gesamten zwischen Przemysl—Warschau stehenden Kräfte wurden vom Feinde losgelöst und bis Ende Oktober in Richtung auf die Karpathen und in die Linie Krakau—Czenstochau—Sieradz zurückgenommen, nachdem zuvor sämtliche Bahnanlagen, Straßen- und Telegraphenverbindungen nachhaltig zerstört worden waren. Dieses Zerstörungswerk wurde so gründlich ausgeführt, daß die feindlichen Massen nur sehr langsam zu folgen vermochten, und sich die ganze Bewegung der Verbündeten, nachdem einmal die Loslösung gelungen war, planmäßig vollziehen konnte.

Die Russen drangen nur mit Teilen in Galizien ein, ihre Hauptkräfte folgten im Weichselbogen in südwestlicher und südlicher Richtung, schwächere Kräfte rückten vom Narew beiderseits der Weichsel in westlicher Richtung auf Thorn vor.

Das Ziel der weiteren Operation der Verbündeten mußte es sein, die Kraft der großen Offensive der russischen Massen unter allen Umständen zu brechen. Dies konnte trotz der großen zahlenmäßigen Überlegenheit des Feindes nur durch den Angriff erreicht werden; eine starre Verteidigung konnte nur Zeitgewinn bringen, mußte aber von den gewaltigen feindlichen Massen über kurz oder lang erdrückt werden. Der Operationsplan der Verbündeten war folgender: Die Entscheidung sollte in Polen und Galizien durch Angriff gegen die im Weichselbogen und östlich Krakau vorrücken-

den russischen Hauptkräfte gesucht werden, während auf den Flügeln in Ostgalizien und Ostpreußen die Verbündeten sich gegen die gegenüberstehenden erheblichen feindlichen Kräfte defensiv verhalten sollten. Für die Entscheidung in Polen galt es, alle an anderer Stelle irgend entbehrlichen Kräfte zusammenzufassen. Das äußerst langsame Folgen der Russen gab die Zeit zu der notwendigen neuen Versammlung der Kräfte. In Galizien standen starke Kräfte der österreich-ungarischen Armee.

In Südpolen wurden in der Gegend von Krakau und der oberschlesischen Grenze eine starke, aus österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen bestehende Gruppe gebildet; eine zweite starke nur aus deutschen Truppen gebildete Gruppe unter Befehl des Generals v. Mackensen wurde teils durch Fußmarsch, teils durch Bahntransport an der Grenze zwischen Wreschen und Thorn versammelt. Ihre Aufgabe war es, die unmittelbar südlich der Weichsel zwischen dieser und dem Ner—Warta-Abschnitt vordringenden schwächeren russischen Kräfte zu schlagen, um dann von Norden her gegen die rechte Flanke der russischen Hauptkräfte vorzugehen, deren Fesselung Aufgabe der südlichen Gruppe war. Eine schwächere Gruppe war zum Schutze Westpreußens nördlich der Weichsel in der Gegend Strasburg—Soldau versammelt.

Gegen Mitte November waren die an der ostpreußischen Grenze, im Weichselbogen und in Galizien versammelten russischen Streitkräfte etwa folgendermaßen verteilt:

Acht bis neun Armeekorps — die 10. Armee — standen an der ostpreußischen Grenze zwischen Schierwindt und Biala, schwächere Kräfte, drei bis vier Armeekorps, mit einigen Kavallerie-Divisionen, rückten zwischen der ostpreußischen Südgrenze und der Weichsel gegen Mlawa und Thorn vor, südlich der Weichsel standen gegen Thorn beobachtend zwischen Wloclawek und Dombie zwei bis drei Armeekorps; diese beiderseits der Weichsel vorgegangenen Kräfte gehörten zur ersten russischen Armee. Anschließend an diese hatten die russischen Hauptkräfte, und zwar die 2., 5., 4. und 9. Ar-

mee — etwa 25 Armeekorps mit zahlreichen Kavallerie-Divisionen, die Linie Uniewo—Zdunska—Wola—Nowo-Radomsk — Gegend nördlich Krakau erreicht und begannen mit den nördlichen beiden Armeen nach einem längeren Halt an der Warta diesen Abschnitt zu überschreiten. Südlich der Weichsel in Galizien gingen die übrigen russischen Armeen vor. Sämtliche im Innern noch verfügbaren Kräfte, vor allem die sibirischen und kaukasischen Korps, waren herangezogen, so daß die Gesamtstärke der zu der großen Offensive gegen Deutschland und Österreich-Schlesien bestimmten russischen Streitkräfte auf annähernd 45 Armeekorps mit zahlreichen Reserve-Divisionen geschätzt werden kann.

Mitte November begannen die Russen auf der ganzen Linie ihre groß angelegte Offensive; Angriffe gegen die ostpreußische Grenze, insbesondere bei Stallupönen, Eydtkuhnen und Soldau, wurden indes nach sehr heftigen Kämpfen abgewiesen. Der russischen Offensive in Polen kam der etwa gleichzeitig einsetzende Angriff der Deutschen zuvor. Am 13. und 14. November wurde ein russisches Armeekorps bei Wloclawek geschlagen und ihm zahlreiche Gefangene abgenommen. Zwei weitere zu Hilfe eilende Korps erlitten am 15. bei Kutno eine entscheidende Niederlage. 28 000 Gefangene wurden gemacht und zahlreiche Geschütze und Maschinengewehre erbeutet. Während schwächere deutsche Kräfte unter General v. Morgen die Verfolgung dieser in östlicher Richtung ausweichenden Kräfte übernahmen, schwenkte die Masse der Armee Mackensen nach Süden ein und ging beiderseits Lenczyoa über den Ner-Abschnitt vor, nachdem es zuvor gelungen war, ein bei Dambie stehendes russisches Korps zu schlagen. Infolge dieser Bedrohung ihrer rechten Flanke waren die Russen gezwungen, ihren rechten Flügel (die 2. Armee) in die Linie Strykow—Kasimierz—Zdunska—Wola, Front nach Nordwesten, zurückzuschwenken; in diese Linie wurde nach und nach auch noch die Masse der von Süden herangeholten 5. Armee gezogen, so daß nunmehr in der Mitte der russischen Linie eine erhebliche Lücke zwischen der 5. und 4. Armee entstand.

Den über den Ner-Abschnitt in der allgemeinen Richtung Lodz unaufhaltsam vordringenden Deutschen gelang es, schon am 17. November den wichtigen Straßenknotenpunkt Zgierdz zu nehmen; am 18. wurde der feindliche rechte Flügel von Strykow bis gegen die Straße Brzezinn—Lodz zurückgeworfen. Die um Lodz auf engem Raume vereinigte 2. und 5. russische Armee wurden in den nächsten Tagen von dem zunächst über Brzezinn in südlicher Richtung, dann über Tuszyn in südwestlicher Richtung vordringenden linken deutschen Flügel zuerst von Osten, dann auch von Südosten eingeschlossen, während schwächere von Posen und Breslau herangezogene Teile und Kavallerie den Feind von Westen und Südwesten umfaßten.

Fast schien es jetzt, als ob die Verbündeten das Ziel ihrer ursprünglich nur auf die Abwehr der feindlichen Offensive gerichteten Operationen trotz der großen Überlegenheit des Gegners höher stecken könnten, als ob die Vernichtung des Feindes erreicht werden könne, — da trat unerwartet ein Rückschlag ein: es gelang den Russen, den umklammerten Armeen im letzten Augenblick von Osten und Süden Hilfe zuzuführen. Teile der an der ostpreußischen Grenze befindlichen russischen Kräfte, sowie die nördlich der Weichsel zurückgehenden Korps der russischen 1. Armee waren teils durch Fußmarsch, teils durch Bahntransport über Warschau—Skierniewice in der Gegend westlich Skierniewice vereinigt. Diese Kräfte gingen jetzt im Verein mit stärkeren von Süden anrückenden Truppen (anscheinend Teile vom rechten Flügel der 4. Armee) gegen den Rücken der mit der Front nach Westen und Nordwesten im Kampfe stehenden deutschen Truppen vor, drohend, diese ihrerseits zu umklammern, nachdem sie die nach Osten und Südosten entsandten deutschen Sicherungstruppen zurückgeworfen hatten.

Die Lage der Deutschen war ernst; von den in Richtung Lowicz vorgedrungenen Truppen des Generals v. Morgen war Hilfe nicht zu erwarten, da diese nach mehreren glücklichen Kämpfen westlich Lowicz auf stark überlegenen Feind gestoßen waren. Das Schicksal der von mehrfacher Über-

legenheit umzingelten deutschen Truppen östlich Lodz ließ Ernstes befürchten. Allein die tapfere kleine deutsche Schar gab ihre Sache keineswegs verloren; eine kühne, in der Kriegsgeschichte bisher einzig dastehenden Tat sollte sie retten; sie sprengte den eisernen Ring. In der Nacht vom 24. zum 25. November schlugen sich die Truppen in der Richtung auf Brzezinn durch, wobei es ihnen gelang, den sie hier einschließenden Feind gefangen zu nehmen. Über 12 000 Gefangene und zahlreiche Geschütze und Maschinengewehre fielen ihnen in die Hände. Die eigenen Verluste waren verhältnismäßig gering; fast sämtliche Verwundeten konnten mitgeführt werden. Durch diese Heldentat, deren Gelingen neben der unvergleichlichen Tapferkeit der Truppen das bleibende Verdienst einer entschlossenen und tatkräftigen Führung ist, wurde die scheinbar verlorene Lage zu einer für die deutschen Waffen siegreichen. Es gelang den umklammert gewesenen Truppen, bis zum 26. November zwischen Lowicz und Lodz den Anschluß an den linken Flügel der Lodz von Norden umschließenden Truppen des Generals v. Mackensen wiederzugewinnen.

Die deutsche Front erstreckte sich jetzt von Szadek über Kasimierz — nördlich Lodz—Glowno bis in die Gegend nordwestlich Lowicz. Gegen diese Front richtete sich nunmehr eine allgemeine Gegenoffensive der auf engem Raume vereinigten russischen Massen; trotz blutigster Verluste, wie sie in solchem Umfange die bisherigen Kämpfe noch nicht aufgewiesen hatten, erneuerten sie in den letzten Novembertagen mit äußerster Hartnäckigkeit immer wieder ihre Anstürme, die indes von den mit Todesverachtung ausharrenden deutschen Truppen sämtlich abgewiesen wurden.

Anfang Dezember gingen nun die Deutschen nach dem Eintreffen von Verstärkungen trotz der großen Erschöpfung ihrer seit drei Wochen fast ununterbrochen im Kampfe stehenden Truppen ihrerseits von neuem auf der ganzen Front zum Angriff über; es gelang ihrem starken rechten Flügel, in die in der Mitte der russischen Linie bestehenden Lücke einbrechend, Lask zu nehmen und in der Richtung auf Pabianice

vordringend die russische Stellung südwestlich Lodz zu umfassen. Hierdurch wurden die Russen gezwungen, in der Nacht vom 5. zum 6. Dezember ihre so zähe behaupteten Stellungen um Lodz und dieses selbst zu räumen und hinter die Miazga zurückzugehen. Alle Versuche der Russen, die Lücke durch nach Norden gezogene Truppen der in Südpolen kämpfenden Armeen zu schließen, waren dank den energischen Angriffen der südlichen Gruppe der Verbündeten — namentlich ihres in Richtung Nowo Radomsk siegreich vorgehenden linken Flügels — mißlungen.

Auch der linke Flügel der nördlichen deutschen Gruppe, der sich inzwischen über Ilow bis zur Weichsel ausgedehnt hatte, machte erhebliche Fortschritte und gelangte bis dicht vor Lowicz und an den Bzura-Abschnitt.

Gleichzeitig mit der Offensive in Nordpolen waren die verbündeten österreichisch-ungarischen Truppen von den Karpathen und in Westgalizien zum Angriff übergegangen. Auch hier wurden erhebliche Fortschritte gegen den linken russischen Flügel gemacht.

Die nunmehr mit erhöhtem Nachdruck auf der ganzen Front, namentlich gegen die Flügel des russischen Heeres, gerichteten Angriffe brachten um Mitte Dezember die feindlichen Massen ins Wanken; zuerst in Westgalizien, dann im südlichen und nördlichen Polen gingen sie auf der ganzen Front in östlicher Richtung zurück. Hinter dem Dunajec, der Nida, Rawka und Bzura leisteten sie indes von neuem zähen Widerstand; um diese Abschnitte wird zurzeit noch erbittert gekämpft.

Das ursprüngliche Ziel der Operationen ist indessen schon heute erreicht: Die schon seit Monaten mit so hochtönenden Worten angekündigte russische Offensive großen Stils, die das ganze östliche Deutschland überfluten sollte, kann als völlig niedergeworfen bezeichnet werden. Ostpreußen, Westpreußen, Posen und Schlesien werden für absehbare Zeit keinen russischen Einfall mehr zu befürchten haben.

Über 130 000 Gefangene, zahlreiche Geschütze, Maschinen-

gewehre und sonstiges Kriegsmaterial sind die Siegesbeute der Verbündeten.

Eine Kraftprobe ersten Ranges, an der vom obersten Führer bis zum jüngsten Kriegsfreiwilligen die ganze in Ostpreußen, Polen und Galizien fechtende Heeresmacht der Verbündeten ruhmreichen Anteil hat, hat einen für die Verbündeten günstigen Ausgang genommen.

Der von ihnen errungene Erfolg ist ein Ergebnis des starken Vertrauens, das sie zu zielbewußtem, gemeinsamem Wirken zusammengeschweißt hat. Die Geschichte der Koalitionskriege ist nicht reich an Beispielen wirklich hingebender Bundestreue; hier in diesem gewaltigen Ringen aber sehen wir ein besonders glänzendes Beispiel solcher Art vor Augen. Die Anlage und Durchführung der geschilderten Operationen stellte besonders hohe Ansprüche an die Führung. Diese konnte ihre Entschlüsse um so zuversichtlicher fassen, als sie eine Truppe hinter sich wußte, von der sie das Höchste fordern durfte, und die freudig und willig alles leistete, die im Geiste des Vertrauens zu einer solchen Führung ihr Bestes, ja ihr Herzblut hergab. Ihre Tapferkeit, ihre Ausdauer und Hingebung bedürfen keines Wortes lobender Anerkennung. Seit 5 Monaten im Kampfe mit einem an Zahl überlegenen Feind erst in Ostpreußen, dann in Polen stehend, hat diese Truppe kaum einen Tag der Ruhe gefunden. Sie hat ununterbrochen marschiert und gekämpft, und zwar in den letzten 3 Monaten auf einem Kriegsschauplatz, der, an sich schon arm und verwahrlost, jetzt völlig ausgesogen ist. Dazu kamen die bei der Ungunst der Witterung fast grundlosen Wege, auf denen jeder Marsch die doppelte Kraftanstrengung für die Truppen, namentlich auch für die nachfolgenden Kolonnen, bedeutete. Aber trotz all dieser fast übermenschlichen Anstrengungen, trotz aller Not und Entbehrungen, trotz des jetzt schon fast 5 Wochen ununterbrochen anhaltenden Ringens ist die Angriffskraft dieser herrlichen Truppe ungebrochen, ihr Wille zum Sieg unerschüttert. Wahrlich! Das dankbare Vaterland kann mit Stolz und Vertrauen auf seine tapferen Söhne im Osten blicken, die wie Helden zu kämpfen,

zu leiden, zu sterben und trotz der überwältigenden Überlegenheit des Feindes zu siegen verstehen.

Opatow.

Am 4. Oktober wurden wir früh geweckt. Einer fragt den andern: „Was ist denn los?" — „Ach so, heut ist Sonntag, und da gibt's ja immer was Besonderes!" Die Kanonen donnerten schon in der Ferne. Wir befanden uns in der Nähe von Opatow. Jetzt wurde Kriegsparole ausgegeben: anderthalb feindliche Korps stehen vor uns und werden angegriffen. Während schon die Haubitzen donnerten, hielt der Feldpfarrer eine kurze Ansprache an uns. Dann ging's los. Ein Dorf vor uns war von Russen besetzt, es wurde angegriffen, unsre Geschütze warfen das ganze Nest voll Granaten, dann ging es in Flammen auf. Hinter dem Ort hatten die Russen ihre Verschanzungen, aus denen warfen wir sie hinaus. Sie wurden von uns in ein Muldengelände getrieben, von wo aus der weitere Rückzug, — wenn er nötig wurde, — sie über verschiedene Höhenketten führen mußte. Als wir sie in der Mulde hatten, wurden wir (die Maschinengewehrabteilung) angesetzt, um den rechten russischen Flügel zu flankieren. Infolge unsres mörderischen Feuers mußten die Russen ihre Mulde fluchtartig verlassen, in großen Mengen kommen sie gelaufen. Die Offiziere unsrer Kompagnie reiten vor, unsre Fahrzeuge hinterdrein. Doch der Abstand zwischen uns und ihnen wird immer größer. Es geht über geackerten Boden einen Berg hinauf. Unsre Pferde sinken in die Knie und bleiben auf halber Höhe stehen. Gerade sind die Offiziere über den Berg, da — ein furchtbarer Knall: eine Schrapnellsalve war unmittelbar vor uns niedergegangen, ohne einen Mann zu treffen. Wehe uns, wenn unsre Pferde noch hätten laufen können! Die Maschinengewehrkompagnie wäre hin gewesen! Aber was war das eigentlich für ein Knall, das war kein russisches Geschützfeuer gewesen, soviel hatten wir gleich herausge-

hört. Jetzt kommt auch der Adjutant unsres Bataillons in vollem Galopp zurück und brüllt schon von weitem mit aller Kraft: „Fahne raus! Schwarzweißrote Fahne raus!“ Da wußten wir genug. Unsre eigene Artillerie hielt uns für flüchtende Russen. In jedem Augenblick durften wir die zweite Salve erwarten, die vielleicht besser saß. Das war kein angenehmes Gefühl der Erwartung; denn der deutsche Kanonier weiß besser zu treffen als der russische. Da, im Augenblick der höchsten Spannung hat ein Oberleutnant die Fahne herausgerissen und winkt damit. aber nur einen Augenblick, dann trifft ihn die feindliche Kugel in die Brust und wirft ihn vom Pferde. Sofort nimmt ein andrer die Flagge, und da hat uns unsre Artillerie erkannt. Das alles hat nicht viele Sekunden gedauert. Und nun reißen wir unsre Maschinengewehre herunter, und dann die kurze Strecke hinauf bis zur Höhe. Ein Kommando: sechs Maschinengewehre speien Tod und Verderben in wegeilende Kolonnen. Eine halbe Minute Feuer, — da laufen oder hinken nur noch lichte Reihen an uns vorbei. Jetzt sehen wir in großer Entfernung eine russische Batterie über eine Höhe verschwinden. Sofort Feuer, und es gelingt uns auch noch, die beiden letzten Geschütze zum Stehen zu bringen. Doch jetzt sehen wir rechts vier russische Maschinengewehre, die man auf Pferde geschnallt hat; sie müssen an uns vorbei. Kaum sind sie in unsern Bereich gelangt, da heißt es selbstverlich: Feuer! Zwei Sekunden später sind die Pferde getroffen und fangen an, zu rennen. Noch einige Treffer, da bleiben die Tiere stehen und tanzen, bis ihnen ein Kopfschuß ein Ende macht. Jetzt ist alles Leben aus dem Felde verschwunden. Verwundete Russen kommen mit einem weißen Lappen angehinkt und gekrochen; andre laufen aus einem Versteck heran, heben die Arme hoch und ergeben sich uns. Da wurden einige Tausend gefangen. Andere, die uns entkommen waren, wurden am nächsten Tage von den Österreichern in Empfang genommen. Dann zogen wir über das leichenbesäte Schlachtfeld nach dem Dorfe B. ins Quartier. Hier unterhielten wir uns mit den Gefangenen und horchten sie aus. Einige

von ihnen konnten gebrochen deutsch reden, auch hatten wir in unserer Mitte einige Polen. Da erfuhren wir denn, was uns allen ganz neu war und schrecklich zu hören: nämlich, daß die Wilna-Armee schon vor Berlin stände und die Stadt beschössen! Fein, was? Und dn Unsinn hatten die russischen Offiziere den armen Kerls eingeredet! Ferner hatten die Russen geglaubt, wir seien nur anderthalb Divisionen stark; darum hatten sie uns „nur" mit anderthalb Korps angefallen. Wir waren aber 2 Korps! Wieviel Truppen hätten die Russen uns wohl entgegengeschickt, wenn sie das gewußt hätten? Am andern Morgen schaufelten die Gefangenen die Gräber für ihre Kameraden. Auf großen Torfwagen fuhr man die Toten zusammen. — Danach marschierten wir weiter auf Iwangorod zu.

Von Flandern nach Polen.

Freitag, den 13. Nov. 1914. Wieder eine neue Art, Geburtstag zu feiern! Leider fehlt nicht mehr als alles zum Gelingen. Ich habe zwar versucht, eine Flasche Wein, Rum oder Kognak zu bekommen und will geduldig bis zum Abend auf die Post warten, aber die Aussichten sind mieß. Dazu ist das Wetter unter aller Kanone: Sturm, Regen, Kälte, — kein Wunder, wenn man in dem nur notdürftig geschützten Loch Papier und Griffel beiseite legt, sich in den Mantel wickelt und von besseren Zeiten träumt, als daß man Tagebuchblätter schreibt.

Sonntag, den 15. November. Die unlustige Stimmung, welche aus den letzten Zeilen spricht, war wie der Blitz verschwunden, als um 5 Uhr nachmittags die Post ausgegeben wurde und für mich einige Paketchen dabei waren. Die ersten Nachrichten von Haus! — und mit Liebesgaben! Man glaubt ja gar nicht, wie belebend das auf die Truppen wirkt, die tagelang in den Erdlöchern liegen und mit Mühe den Tag und die Nacht herumbringen; denn abgesehen von dem

schauderhaften Regenwetter, das uns in die Höhlen bannt, müssen wir uns auch noch mit großer Vorsicht bewegen. Die Flieger dürfen uns nicht erwischen, sonst bekommen wir gewiß schnellstens das schönste Geschützfeuer.

Heut früh (15. Nov.) hatte es gerade den Anschein, als ob das Wetter besser werden wollte, aber es war ein gewaltiger Irrtum. Die Kälte blieb zwar, aber der Himmel bezog sich dunkel und dunkler, und als wir zum Sonntaggottesdienst im Felde antraten, hagelte und schneite es, wie im hohen Norden. Gegen Mittag hellte es dann noch einmal auf, und sofort begann in der Luft ein lebhaftes Treiben: die Flieger, welche bei dem trüben Wetter hatten untätig bleiben müssen, begannen ihre Aufklärungsarbeit. Wir beobachteten aus Deckung unter Bäumen die Verfolgung der feindlichen Zweidecker; das lebhafte Feuer unsrer 53er galt ihnen. Aber es ist kein kleines Kunststück, einen Flieger herunterzuholen, und selten gelingt es, wenn es auch oft den Anschein hat, als ob das kleine Wölkchen das todbringende Geschoß richtig ans Ziel gebracht hätte.

Es ist zwar Sonntag, aber fast stärker als sonst ist der Kanonendonner und dazwischen knattert das Gewehrfeuer wie toll. Anscheinend versuchen die Engländer wieder einen Durchbruch, was sie gewöhnlich gegen Abend tun. Ihre Stellung soll nach den Mitteilungen, die wir so hinten herum erhalten, sehr traurig sein. Im Rücken die See, rechts und links im Dreieck unsre Fronten, die sich langsam aber unaufhaltsam herausschieben. Jede Verbindung mit der französischen Hauptarmee „soll" schon abgeschnitten sein. Aber das alles ist mehr oder weniger unsicher, — sicher ist nur, daß mit großer Erbitterung gekämpft wird, und daß die Verluste auf beiden Seiten sehr schwer sind. Ein Trupp unserer Kompagnie, der abkommandiert worden war, Waffen aus der Feuerlinie herauszuholen, erzählt schaurige Geschichten von der Furchtbarkeit des Schlachtfeldes. An einzelnen Stellen sollen ganze Schützenreihen im Anschlage erschossen liegen, an andern Berge von Engländern!

Montag, den 16. November. Das Schreiben ist hier

nicht leicht. Wenn man zehn Minuten auf der linken Seite gelegen hat, ist man so steif, daß man sich kaum auf die andre drehen kann. Der Platz für die neun Mann unserer Gruppe ist auch sehr knapp — ein Loch von etwa 2,5 bis 3 Meter — was den einzigen Vorteil hat, daß es nachts etwas wärmer wird. Schlimm ist vor allem die Nässe. Durch die wenig vollkommenen Bedachungen von Stroh und Sand sickert es bald durch, und man schützt sich dann schlecht genug durch Ausbreiten einer Zeltbahn. Aber alles wird feucht und klamm, und das macht die Stimmung so ungemütlich.. — Beunruhigend ist mir das Ausbleiben jeder sichern Nachricht von unserm Kleinen. Ich habe auch auf alle meine Karten noch keine Antwort erhalten, obwohl er doch hier irgendwo in der Nähe sein müßte.

Heute ist es noch erstaunlich ruhig in der Front. Nur ab und zu donnert ein Kanonenschuß. Zurückkommende Pioniere erzählen, daß das Vordringen ungeheuer schwer sein soll. Die vordersten Linien lägen sich auf 100 Meter gegenüber, und sobald sich etwas über die Deckung hebe, arbeiteten die feindlichen Maschinengewehre. — Man munkelt auch davon, daß das II. Korps, der „Verein Wandervogel", hier fortgenommen und nach Rußland gebracht werden soll. Aus all diesen widersprechenden Nachrichten sich ein wahres Bild zu machen, ist kaum möglich, wenn man ganz hinten liegt. Na abwarten!

Dienstag, den 17. November. Die Nacht war schlimm, das Fell juckte mir erbärmlich. Schweiß und Schmutz tun allmählich ihre Wirkug. Heut früh war für 10 Uhr Appell angesagt mit Kochgeschirr, Zeltbahn und Schanzzeug. Der Oberleutnant gab uns auch einen Erlaß des Korpskommandos über das Vorgehen gegen die Stellungen der Engländer bekannt. Blitzschnell heraus aus dem eignen und hinein in den feindlichen Graben: das war das Wesentliche daran. Dann schleunigst eingraben, d. h. die Kopf- und Brustwehr des Feindes auf die andre Seite zum eigenen Schutz werfen. Daran anschließend hieß es dann: „Alles sofort marschfertig machen. Mütze kann aufbehalten werden. — Batail-

lonsbefehl!" Nun sitzen wir hier und warten des endgültigen Befehls. Das erste Bataillon ist schon heut früh vorgegangen. Ob es zum Sturm geht oder vorläufig nur zur Besetzung der Gräben, die unsre siegreichen Vorgänger verlassen haben?

Mittwoch, den 18. November. Wir warteten gestern bis zum Abend auf den Befehl, vorzugehen. Aber dann hieß es nur: „Alles fertig halten, damit in fünf Minuten abmarschiert werden kann!" Doch ließ man uns auch in der Nacht in Ruhe, und heut früh erhoben wir uns bei herrlichem Wetter. Alles bereift, der knietiefe Schmutz gefroren, so daß man auf ihm lustwandeln konnte. Zu 11 Uhr war wieder Appell angesetzt worden mit allen möglichen Dingen; es scheint wieder alles in Ordnung zu sein. Am Nachmittag kam die zweite Sendung Schokolade. Ich werde stark beneidet und schwimme nun wieder in den kleinen Leckereien, die uns das Leben hier verschönern.

Donnerstag, den 19. November. Draußen herrscht lustiges Schneegestöber, drinnen bange Sorge um meinen kleinen Bruder. Seit dem 16. Oktober ohne jede Nachricht!— ich kann an anderes jetzt nicht denken.

Sonnabend, den 21. November. Die Dinge haben wieder eine unerwartete Wendung genommen, und ich kann Euch, meinen Lieben, jetzt ganz ungeschminkt über die letzten Tage berichten. Denn Eure Unruhe und Sorge nicht übermäßig groß zu machen, — ist sie ja doch, wie ich mir vorstellen kann, auch ohnedies groß genug, — kann ich doch nicht schreiben: wir gehen jetzt ins Gefecht! Also: der Schluß meines letzten Berichtes (siehe 18. November) war insofern nicht vollständig, als wir den Befehl zum Abmarsch schon hatten, als ich den Brief zur Post gab. Es schwirrte allerdings auch kurz vorher das Gerücht herum, daß es im Osten sehr schlecht stände, und daß wir auf schnellstem Wege dahin gebracht werden sollten; aber es kam dann eben doch so, daß wir am Bußtag, nachmittags 6 Uhr, abrückten. Der Kompagnieführer hatte uns vorher in einer längeren Ansprache über unsre Tätigkeit ungefähr wie folgt unterrichtet: „Wir, d. h. das 2. Bataillon, lösen jetzt die . . . er aus

der vorderſten Reihe ab, links haben wir Anſchluß an das Regiment . . ., auf dem rechten Flügel an das Regiment . . . zu halten. Die 5. und 6. Kompagnie geht ſofort in die erſte, die 7. und 8. Kompagnie in die zweite Linie. Die engliſchen Stellungen ſind ſchwer einnehmbar und werden ſehr tapfer verteidigt. Wir werden uns mit Sappen (Laufgräben im Zickzack) an die feindliche Stellung heranarbeiten müſſen. Jeder Mann muß ſich im Schutze eines Sandſackes mit einem Spaten ſo ſchnell wie irgend möglich eine Deckung ſchaffen, in deren Schutz er dann weiter graben kann. Die etwa 400 Meter zurück liegende 7. Kompagnie hat Verbindungsgräben zur erſten Reihe zu bauen und löſt natürlich die vorderen Truppen regelmäßig ab. Unſere Stellungen ſind die alten verlaſſenen engliſchen Gräben, die im ganzen brauchbar ſind, nur ſoll die Näſſe erheblich ſein. Ich gebe daher den Zugführern anheim, Holz, Stroh und Eimer mitzunehmen. Nähere Anordnungen ergehen dann an Ort und Stelle." Sofort ſchickte unſer Zugführer die Hälfte von uns auf Raub aus nach Holz, Stroh und Eimern; ich gehörte glücklicherweiſe nicht dazu. Aber viel Ruhe wurde uns auch nicht gelaſſen. (Der Befehl kam gegen 1 Uhr; Abmarſch um 5.) Unſer Diviſionspfarrer wollte noch einmal zu uns ſprechen. An den Bußtag anknüpfend, redete er von dem Ernſt der Stunde, die uns bald wieder ins Gefecht führen werde: Jeder ein Held, wie Ihr's ſchon oft gezeigt habt. Gott befohlen, Kameraden! — ſo ſchloß er.

Die Torniſter waren ſchnell gepackt; die Kameraden kehrten mit ihrer Beute zurück, und es ging ans Verteilen. Da blieb mancher Widerſpruch und manches Scheltwort nicht aus. Der Weg ſollte 9 Kilometer lang ſein — im Dunkeln, auf ſehr ſchlechten Pfaden. Mit unſerm gewöhnlichen Gepäck, dem verſtärkten Schanzzeug und dem vergrößerten Patronenvorrat hatten wir eigentlich vollkommen genug zu ſchleppen, und wir ſahen voraus, daß von den ſchweren Brettern und Bohlen wohl nur der kleinſte Teil ankommen werde. Aber es half nichts, wir mußten unſer Pack aufnehmen. Zu vieren trugen wir eine Stubentür, be-

laden mit Brettern und einigen Bund Stroh. Der Anblick mag für die Zuschauer spaßig genug gewesen sein. Ich hatte mit drei anderen Kameraden das erste Los gezogen. Es war zum Gottserbarmen! Über Gräben und Löcher, buchstäblich im „Matsch", — na, nach einer halben Stunde pusteten wir laut: „Ablösung!" Nun sind aber in unsrer Gruppe augenblicklich nur sieben Mann, da einer im Lazarett liegt; für den vierten kam also keine Ablösung, doch focht ihn das wenig an; er lief kurzerhand neben der schweren Last auf und davon. Da gab's kein Halten mehr: bums! lag alles im Dreck. Jeder nahm sich ein Bund Stroh und einige Bretter, der Rest blieb liegen. Und das war vernünftig, denn der Weg über die Äcker und Felder wurde immer schwieriger, andauernd begegneten wir Brettern und Strohbündchen, deren die Voraufgehenden sich entledigt hatten, und als wir endlich nachts um zwei Uhr am Ziel anlangten, war im wesentlichen überhaupt nur ein wenig Stroh mit angekommen.

Unsere Stellung lag in einem kleinen Gehölz, das ganz von englischen Schützengräben durchzogen war. Glücklicherweise ließ man uns in dieser Nacht noch Ruhe, wir brauchten noch nicht zu schanzen, und wir schliefen, eng aneinander gedrückt in einer kleinen, nur mit Laub überdeckten Aushöhlung und froren erbärmlich. Zum Überfluß hatten wir auch noch den ersten Nachtposten zu stellen. Licht anzumachen, war streng verboten. Ich hatte ein Stück Brot im Beutel und Schokolade im Mantel, das war das prächtig mundende Nachtmahl. Noch in der Nacht setzte weiter vorn lebhaftes Gewehrfeuer ein, und ich bedauerte die armen Kameraden da vorn, die überhaupt nicht zum Schlafen kamen und angestrengt aufpassen mußten. Nur ab und zu pfiff eine verirrte Gewehrkugel durch die Bäume, die Geschütze ließen uns in Ruhe.

Am nächsten Tage fing es dafür bei uns desto toller an. Beim ersten Lichtschein suchten wir uns ein anderes Loch mit besserer Deckung, fanden aber nur kleinere, in denen wir uns verteilen mußten. Wenn es auch hieß, daß wir nur zwei bis drei Tage hinten liegen würden, — man

scheut doch nie die Arbeit, das „Heim" so wohnlich wie möglich zu machen. Bald hatten wir uns denn auch ein Loch für drei Mann so gut hergerichtet, daß wir in ziemlicher Sicherheit lang ausgestreckt darin liegen konnten. Da war's aber auch schon Zeit, unterzukriechen, denn die feindlichen Geschütze, die vielleicht durch Flieger dies und das über uns erkundet hatten (auch stehen ganz nahe bei uns österreichische Motorbatterien), begannen, uns tüchtig zu beschießen. Oben knatterte es in den Bäumen, in die Deckungen schlugen die Sprengstücke mit dumpfem „buff", aber sonst gab es keinen Schaden, und nach einem Weilchen wagten wir uns wieder hervor. Um sechs Uhr wurde Essen geholt, das Leiden des Schützengrabens. Die Holer verbrennen sich den Mund, die anderen bekommen es kalt. Ich war bei den Holern. Ungefähr eine halbe Stunde Weges war es bis zu dem Gehöft, wohin sich die Feldküche begeben hatte; der Brigadestab lag dort. Von allen Seiten nahten lange Züge, die dort an der Futterstelle zusammenkamen. Es gab schöne Erbsen, von denen wir an der Küche ein paar Löffel voll schön warm aßen; aber sie schmeckten später auch kalt noch gut. Hunger ist und bleibt der beste Koch, und der ist bei uns dauernd angestellt. Nach dem Essen wurde von 9 Uhr an gegraben. Wir hatten ein Stück am äußersten Ende des Laufgrabens, der zunächst einen gedeckten Weg über eine Lichtung zwischen unserem und einem etwa 200 m weiter vorn liegenden Gehölz bilden sollte. Unser Stück war furchtbar sumpfig. Wir standen schon bis zu den Knöcheln im Wasser, als wir knapp die erforderliche Tiefe erreicht hatten. Der aufsichtführende Feldwebelleutnant sah ein, daß es unmöglich war, hier weiterzuarbeiten und ließ uns um 1 Uhr aufhören.

Am 20. hatte sich unsere Landschaft das Winterkleid angezogen; alles leuchtete in der hellsten Farbe der Unschuld, als wir gegen 8 Uhr munter wurden. Ein richtiger Bummeltag lag vor uns; denn Appells und dergleichen Scherereien gab es hier draußen nicht. Feueranmachen war selbstredend streng verboten, — ein Grund mehr, es zu tun,

immer mit der nötigen Vorsicht, so daß es nicht etwa die Vorgesetzten oder gar der Feind merkte. Dann wird Kaffee gekocht und mit Wonne der heiße Trank geschlürft, das einzige Warme bis zu dem lauwarmen Gebräu aus der Feldküche am Abend. Man frühstückt, plaudert, friert, springt in die Deckung, wenn der Feind seine Grüße schickt und kriecht vorsichtig heraus, wenn es wieder still geworden ist, um den Bekannten in den anderen Höhlen einen Besuch abzustatten. Da werden dann die Neuigkeiten ausgetauscht und verbreitet, welche die Erwartung der Truppen nähren. „Die Pioniere haben erzählt, daß . . ." — „Ein 49er hat der Ordonnanz vom Bataillon eben gesagt, daß . . . ." und so geht es ohne Aufhören. Und man hört das alles mit Aufmerksamkeit und versucht, sich einen Vers daraus zu machen. So wird es Mittag, dann scheint die Sonne gerade in unser nach Süden gerichtetes Türfenster, — und es wird Abend. „Essenholer raus!" Und eine halbe Stunde später: „Alles raustreten mit Schanzzeug!" Dann buddeln wir, bis das kalte Essen kommt. Der Reis mit dem Rindfleisch wird heruntergestürzt, denn das Graben macht rechten Hunger, und um 9 Uhr wird weitergearbeitet. Heut hat man dem Graben wegen des sumpfigen Grundes eine andere Richtung gegeben. Wir haben das etwa 50 m lange Stück bis zu den verlassenen englischen Gräben bald ausgehoben, die Verbindung hergestellt, und machen uns nun an das Durchstoßen der feindlichen Gräben, — Löcher, müßte man eher sagen; denn jeder Mann hat sein eigenes, nach rechts und links abgeschlossenes Loch, während unsere Gräben für durchgehenden Verkehr angelegt werden. Allerhand Überbleibsel werden gefunden: Fleischkonserven, Waffen, Patronen. Auch einige Tote liegen noch unbestattet dort.

Es war schon seit einiger Zeit gemunkelt worden, daß wir nach Rußland verladen werden sollten, und um 1 Uhr kam eine Ordonnanz, die das mit aller Bestimmtheit versicherte, nebst dem Befehl des Kompagnieführers, daß wir aufhören sollten. Wie es nun auch kommen würde, das Angenehme war, daß wir nach Haus kamen und schlafen konnten. Der

Sonnabend verging damit, daß wir alle Möglichkeiten erwogen; jedenfalls war als feststehend anzusehen, daß wir am Abend abgelöst werden würden. Um 6 Uhr kam endlich der Befehl: „8,30 soll alles feldmarschmäßig liegen!" Wir waren alle nicht wenig froh, der Höhle des Löwen entronnen zu sein; denn wenn auch die Aussicht, nach Rußland zu kommen, nicht gerade erfreulich wirkte, so war doch hier eine gar windige Ecke: Unsere Gruppe hatte noch kurz vor Abgang den Auftrag bekommen, weiter vorn Waffen zu sammeln. Das war aber furchtbar anzusehen: weithin lagen unsere Truppen wie gesät, vor ihnen allerdings Berge von Engländern, die von unserem Geschützfeuer meist schrecklich verstümmelt waren.

Um 9 Uhr traten wir zum Abmarsch an; vorn hatte es schon wieder wacker geknallt, und die Sache schien nicht ungefährlich: Wir waren auch kaum zehn Minuten weit gelaufen, da spielten die Scheinwerferkugeln. Bums! lagen wir platt auf dem Bauch; dann weiter, — und wieder kamen die Kugeln, und wieder lagen wir, und immer wieder. Man hatte offenbar etwas gemerkt und wollte sich versichern. Wir liefen im Eilschritt, soweit das auf den gefrorenen Rübenfeldern möglich war, — hundert Schritt vielleicht noch bis zum nächsten Waldrand, da pfeift es durch die Luft, — das erste Schrapnell. Viel zu weit links nach der Straße hinüber schlug es ein, glücklicherweise, — andere folgen, die nicht besser treffen, und dann sind wir fürs erste in Sicherheit. Aber als wir nach einer halben Stunde auf die Chaussee kamen, wurde doch im Eiltempo marschiert. Es läuft sich famos, die Straße ist gut, und sobald wir aus der Feuerlinie sind, wird gesungen und gepfiffen. Um 1 Uhr sind wir in Gheluve, wo wir auf dem Hermarsch übernachteten; dort erwarten uns die Feldküchen mit warmem Essen und Kaffee. Es mundet vortrefflich, und wir bedauern nur, daß der Aufenthalt zu lang dauert, denn die Erwärmung hält nicht lange vor, und es ist bitter kalt; das Wasser in den Feldflaschen ist fest gefroren. Um 2 Uhr geht es endlich weiter, der zweiten schlechteren Hälfte des Weges zu. Wir laufen

auf gerader, immerfort gepflasterter Straße durch Menin, wo unsere Motorbatterien auf der Straße stehen, und durch all die kleinen belgischen Nester bis nach Tourcoing, wo wir, nun doch ziemlich müde, um 5 Uhr in der Frühe ankommen. Auf dem Marktplatz singen wir uns eins zur Ermunterung und ziehen dann in unser Massenquartier, — ein unvermietetes Haus für 80 Mann.

Eng genug liegen wir im Erdgeschoß, aber warm wird es doch nicht, und um 8 Uhr wache ich schon wieder auf, schaudernd vor Kälte und mit schmerzenden Knochen. Schnell werden die Füße in Ordnung gebracht, werden Gesicht und Hände notdürftig gewaschen, und dann tue ich den ersten Rundgang durch die Stadt zu dem hübschen Rathaus und ein Stückchen weiter durch die Hauptstraßen. Wir kaufen ein wenig Butter ein und Ölsardinen, trinken eine Tasse „café au rhum" (Kaffee mit Rum) und gehen vorsichtshalber bald wieder ins Quartier, da noch keinerlei Parole ausgegeben worden war, und wir daher auf alles gefaßt sein mußten, da über die Tageseinteilung noch nichts bekannt war. Inzwischen war es denn auch herausgekommen: „Um 1 Uhr Appell mit Gewehr und zur Löhnung!" Wir mußten unsere Gewehre mithin einigermaßen in Ordnung bringen, und mit ein wenig Geplauder und Geschimpfe über das schlechte Quartier, war es bald 1 Uhr. Nach der Gewehrbesichtigung wurde zuerst die Post verteilt, bei welcher Gelegenheit ich wieder reich bedacht wurde. Um 2,30 war ich endlich frei. Über unsere Abreise war noch nichts gesagt worden. Wir machten uns zu Fünfen auf, um etwas Besonderes zum Mittagessen zu finden, denn den ewigen Reis hatten wir heut der Feldküche überlassen. Es war nicht leicht, — in drei Kaffeeschänken gab es überhaupt nichts; endlich fanden wir eine, wo die Wirtin sich bereit erklärte, wenigstens Eier holen zu wollen. Das gelang auch nur mit Mühe und Not, da die meisten Läden des Sonntags wegen geschlossen waren. Ich wäre ja am liebsten mit der elektrischen Bahn nach dem benachbarten Roubaix hinübergefahren, wo man sicher leichter und besser etwas bekommen hätte, aber so unbestimmt, wie die Ab-

fahrtszeit war, — und mit den vieren, wollte ich es lieber doch nicht tun. Es gab also Rührei mit pommes frites (Bratkartoffeln) und einem ganz erträglichen Weißwein. Wir schlenderten dann noch ein wenig in den sonntäglich stillen Straßen der Arbeiterstadt Tourcoing umher und trafen auf dem Heimwege gegen 8 Uhr unglücklicherweise meinen Feldwebel, — unglücklicherweise, weil er mich gerade suchte. Der Auftrag, den er mir zu geben hatte, war nicht gerade angenehm. Die Stadt hatte für die Verpflegung der Mannschaften gegen 700 Franks bezahlen müssen, und hatte das mit Gutscheinen getan, die natürlich auswärts schwer unterzubringen waren. Man mußte sie also innerhalb Tourcoings in deutsches Geld umwechseln, was nicht so einfach war, da die meisten Geschäfte geschlossen waren, und da die noch geöffneten Cafés auch in Kürze, — um 9 Uhr — ihre Tore schließen mußten. Nun erst das Nachzählen, — und dann im Laufschritt hinaus! In einzelnen kleinen Summen von 20 oder 30 Mark hätte ich den ganzen Betrag wohl überhaupt nicht zusammen bekommen. Aber ich traf in einer Wirtschaft Leute, die dies offenbar häufiger vorkommende Wechselgeschäft gewerbsmäßig betrieben, natürlich mit gutem „Profit", und da war ich denn bald meiner Scheine ledig. Nachdem ich das Geld abgegeben hatte, kam ich glücklich um 10 Uhr ins Quartier; für 11,45 aber war das Wecken angesagt worden, da es noch in der Nacht weitergehen sollte.

Pünktlich um dreiviertel zwölf Uhr (am 22. November), erscholl der Ruf: Aufstehen! und man glaubte sich in die Kaserne zurückversetzt, wo das stets unser Morgengruß war. Die paar Sachen waren schnell gepackt, denn daran gewöhnt man sich bald im Soldatenleben, und wir konnten noch ein ganzes Weilchen — natürlich fix und fertig angezogen bis auf den Tornister — „drusseln", bis es hieß: Raustreten! Es klappte diesmal gut; wir kamen als letzte Kompagnie mit der Fahne auf dem Sammelplatz des Bataillons an, und los ging es mit Gesang durch die Straßen, die wir vor wenigen Tagen in entgegengesetzter Richtung hinaufgezogen waren. Damals war es Tag und die Bewohner standen vor

den Häusern und an den Fenstern, und es mag sie wohl durchzogen haben, daß wir unbesiegbar seien, als wir in langen Reihen daher kamen und unser: „Haltet aus!“ (Worte aus dem Liede: O Deutschland hoch in Ehren!) in die Welt schmetterten. Jetzt in der ersten Tagesstunde schlief die Stadt, nur selten sah man ein erleuchtetes Fenster. Bald bogen wir ab nach Lille. Allerhand Gerüchte über Ziel und Dauer des Marsches waren im Umlauf. Die wahrscheinlichsten waren die, daß wir in Lille oder in St. André, einem angeblich auf der Strecke liegenden Orte, verladen werden sollten, und daß als Marschdauer vom Bataillon zwei Stunden angesetzt seien, so daß wir also um 3,15 etwa hätten am Ziel sein müssen. Aber es wurde 3,30, und es wurde 4, und wir sahen vergeblich nach St. André aus. Schließlich kamen wir in eine größere Stadt, liefen aber an dem wie ein Hoffnungsstern leuchtenden Bahnhof vorbei, weiter durch die knapp beleuchteten Straßen, kreuz und quer, bis wir plötzlich im Dunkeln standen. Wir hatten uns verlaufen! Bewohner wurden aus den Häusern geklopft, und zurück ging es, begleitet von unseren Donnerwettern, denn drei Stunden mit schwerem Gepäck, ununterbrochen auf Pflaster, machen nicht fröhlich. Alles aber hat ein Ende, und nach der letzten Viertelstunde leuchteten uns die Lichter des Bahnhofes St. André vor Lille. Es war einhalb fünf. Nun begann das zeitraubende Verladen, voran die zahllosen Bagagewagen. Unser Zug faßte nur das 2. Bataillon mit rund 700 Mann und wohl an die 30 Fuhrwerke mit den dazu gehörigen Pferden.

Noch immer wußte kein Mensch, wohin die Reise gehen würde; augenblicklich war aber unsere größte Sorge die, — neben der Mühe, warme Füße zu bekommen, — was für Wagen man uns stellen würde. Um es kurz zu machen: wir bekamen Viehwagen und wurden richtig zusammengepfropft, 50 Mann, d. h. noch 2 über die sonst geltende Zahl. Was half es, man mußte gute Miene zum bösen Spiel machen und freute sich darauf, daß es so wenigstens warm werden würde; denn zunächst war es in den ausgekühlten Wagen erbärmlich kalt. Sämtliche Löcher wurden darum geschlossen,

obwohl die Sonne schön blutig rot am Firmament erschien. Müde waren wir auch und richteten uns darum, so gut und schlecht es ging auf, unter und über den Bänken ein, um zu schlafen. Am Montag, den 23. November, um ein halb neun Uhr fuhren wir also von Lille ab, unbekannten Zielen entgegen. Nach ziemlich schneller Fahrt, bei welcher der Wagen gewaltig schaukelte und uns kaum zu Schlaf kommen ließ, erreichten wir um 1/2 12 Uhr Douai. Hier lag also, vielleicht nur ein paar Schritte entfernt mein Bruder auf seinem Schmerzenslager und mich hielt die eiserne Pflicht fest.

Ich hatte wohl schon daran gedacht, Urlaub anzutragen, da, wie ich wußte, die Entfernung von Ypern oder Tourcoing nur gering ist. Aber man hatte mir gleich von weitem abgewinkt. Hätte ich geahnt, daß wir über Douai fahren würden! Unser Aufenthalt währte nur wenige Minuten, und ich wurde mir verschlafenen Sinnes kaum bewußt, daß wir wirklich in Douai waren, als es auch schon wieder weiter ging. In Cambrai kamen wir um 1 Uhr an und erhielten vom Roten Kreuz eine schöne Reissuppe als Mittagsmahl. Die Bahnbeamten erzählten uns hier, daß es in Richtung Metz weitergehe, und daß unsere Verschiebung ein Gegenzug zu den Truppenbewegungen der Franzosen sei, die auf das südliche Elsaß einen verstärkten Angriff gemacht hatten. Vergeblich versuchte ich, Kerzen oder Lichte zu bekommen, es gab hier weiter im Innern des Landes nichts mehr. Im Wagen hatten wir nur eine kleine Leuchtpatrone, die in einer Lampe in der Mitte des Wagens hing, und deren Licht gerade genügte, die Umrisse der Köpfe in dem Dunst und Rauch zu erkennen. So saßen wir ein Weilchen, da begann plötzlich einer das alte Weihnachtslied „Stille Nacht, heilige Nacht", und ich glaube, daß ich keine erhebendere und ergreifendere Weihnachtsfeier erleben könnte, als im Felde mit den Kameraden, deren Gedanken alle nach Hause gehen, und im gemeinsamen Gefühl besonderer Zusammengehörigkeit mit ihnen. — Was man aber entbehrt, ist bekanntlich viel, viel mehr wert als das, was man hat.

Um drei Uhr ging ich wieder schlafen und holte in Abschnitten nach, was ich in den vergangenen Nächten versäumt hatte. Um $^1/_2$7 Uhr (am 24. November) bekamen wir auf einer kleinen Station warmen Kaffee, und die Leutchen entschlossen sich, die Türen und Seitenluken zu öffnen. Damit gab es Licht und Luft, unbezahlbar nach der Nacht. Der Wagen war nun richtig durchgewärmt, es tropfte nur so von den Wänden. Draußen war es auch milder geworden, und so blieben die Türen offen, und man konnte von der Außenwelt etwas sehen. Um $^1/_2$9 früh kamen wir nach Montcornet, einer kleinen Provinzstadt ohne Eigenart, und bogen dann in die Hauptstrecke nach Sedan ein. Mittags benutzten wir den Rangieraufenthalt dazu, unseren sehr geringen Vorrat an Stroh zu ergänzen. Dann ging es weiter nach Charleville-Mezières, der Doppelstadt an der Maas, die öde und verlassen aussieht, — alle Geschäfte geschlossen, die Häuser verlassen, in den Straßen kaum ein Mensch. Die große Eisenbahnbrücke über die Maas ist gesprengt, aber von unseren bayerischen Pionieren und Eisenbahnern schnell wieder hergestellt worden. Den Windungen der Maas folgend und sie hin und wieder auf schnell gebauten Notbrücken überschreitend, kommen wir nach Doncherry und fahren um 4 Uhr in das berühmte Sedan ein. Hier ist eine Verpflegungsstätte eingerichtet, wo wir mit Erbsuppe gepeist werden. Sedan selber scheint, so weit man es vom Bahnhof aus beurteilen kann, auch nur ein unbedeutendes Nestchen zu sein, von dem man ohne seine Geschichte nie sprechen würde. Kurz vor Bazeilles überschreiten wir zum letztenmal die Maas, die wir nun verlassen, und durchfahren immer längs der belgischen Grenze die Felder, die schon 1870 so viel deutsches Blut getrunken haben, und die auch diesmal nicht ganz verschont geblieben sind, wie man aus einzelnen ganz zerschossenen Häusern sehen kann. Bald muß es sich entscheiden, ob wir über Longwy nach Luxemburg fahren, oder südlich in der Richtung nach Belfort.

Nachts um $4^1/_2$ Uhr (Mittwoch, 25. Nov.) aber treffen wir in Trier ein zu meiner nicht geringen Verwunderung; denn

diese Richtung kann ich mir gar nicht erklären. Wir befragen den Lokomotivführer, und der kann nur sagen, daß er den Zug bis Koblenz fährt. Da ist also wohl nichts mehr zu machen, die Parole heißt: Rußland! In Trier bekommen wir auf der Verpflegungsstelle den ewigen Reis, und mit der warmen Mahlzeit im Leibe legen wir uns nieder. Als ich morgens um 1/2 8 aufwache, sind wir in Cochem an der Mosel. Die Weinberge sind mit frischem Schnee bezuckert, alles leuchtet, wenn auch die Morgennebel noch in den Bergen hängen, man sieht wieder einmal lachende Gesichter, die uns fröhlich zuwinken, — wir sind wieder in der Heimat. Um 11 Uhr sind wir in Koblenz und fahren auf der neuen Brücke über den alten Vater Rhein. Nun geht es im lustigen Schneegestöber weiter am Ufer der Ems. Man sieht, daß der Krieg nicht bis hierher gelangt ist. Äcker und Weinberge werden bestellt, Handel und Wandel blüht. Die prächtige Gegend erfreut das Herz wie im Sommer, und schließlich liegt Bad Ems vor uns wie ein Juwel im Schmuckkästchen in seinem frischen weißen Winterkleide.

Nun folgen die wunderhübschen Partien an der Lahn, die ich vor zwölf Jahren besuchte. Bald rechts, bald links der Lahn zieht sich die Bahn hin, bis wir um 1 Uhr in Limburg eintreffen. Unsere Hoffnung auf Mittag wird aber noch nicht erfüllt, das Rote Kreuz scheint auch ein bißchen müde geworden zu sein. Von der reichlichen Verpflegung, die wir auf der Fahrt im Feindesland rühmen konnten, ist nichts mehr zu merken. Selten gibt es geschmierte Brote, meist trockene Schnitten, oft auch das nicht einmal, obwohl wir nur an den großen Stationen halten. Das Beste ist noch der warme Kaffee, den es meist gibt. Ohne Unterbrechung geht es weiter an den ausgedehnten Werken der Sophienhütte vorbei nach Wetzlar und Gießen. Auch hier gab es Reis in so guter Zubereitung, daß er allen gut schmeckte. Am Bahnhof fand sich auch Gelegenheit, einige Kakes und Zeitungen zu kaufen, mit denen wir uns die Zeit in der weniger reizvollen Gegend vertrieben. Marburg kommt und Treisa, mit kurzem Aufenthalt. Man meint, daß die Fahrt über Berlin geht und

hofft allgemein, — sind doch die Mehrzahl Bromberger Kinder, — daß wir auch über Bromberg fahren werden. Und mit diesen Wünschen und Träumen gehen wir schlafen. Am Morgen (26. November) aber sind unsere Hoffnungen jäh zerstört. Um 5 Uhr halten wir in Güsten zum Kaffee und Stullenempfang und hören hier, daß es in Richtung Breslau geht. Ich tröstete mich über die neue Enttäuschung bei einem Glase Grog und frischen Buttersemmeln. Was hilft alles Schelten und Ärgern. Dunkel sind für den Untergebenen die Pläne und Wege des hohen Generalstabes wie für uns alle die Wege Gottes; hoffen wir, daß sie auch eben so weise und gut sind.

Um 7,15 früh sind wir in Cöthen, um 8 in Dessau, und ohne Halt geht es dann durch bis Wittenberg, der alten Lutherstadt. Auch hier reicht der Aufenthalt nur gerade aus, um ein paar warme Würstchen zu kaufen. Und immer näher kommen wir Berlin, ohne es doch erreichen zu können. Die Landschaft zeigt allmählich das märkische Bild: Nadelwälder, Heideland; aber alles eingehüllt in die weiße Decke, die ihm den friedlichen Anstrich des Winterschlafes gibt, und bei der man unwillkürlich an die warme, matt beleuchtete Stube denken muß und an Weihnachten.

Um $^3/_4$1 sind wir in Hohenlocha, aber statt des erwarteten Mittagbrotes erhalten wir nur Schnitten, Kaffee, Obst und Zigarren; aber wir haben im vorletzten Wagen einen schlechten Platz und daher oft das Nachsehen. Um $^1/_2$2 in Hoierswerda ist die Bescherung reichlicher, und es gelingt mir, wenigstens eine schöne Honigschnitte zum Tee zu bekommen und niedliche kleine Weihnachtsäpfelchen. Hier hören wir auch, daß wir uns mit unserer warmen Mahlzeit noch ein Weilchen gedulden müssen. Wir werden unseren Reis erst in Kohlfurt gegen 4 Uhr bekommen.

Durchs Moselland und den Taunus, durch Hessen, Thüringen, Sachsen und Brandenburg sind wir nun gefahren und kommen allmählich ins Land der Schlesier. Wir hatten uns so gefreut auf diese Fahrt; denn wir waren ja gewohnt, 3. Klasse zu reisen, und nun wurde uns das Vergnügen

so versalzen, besonders des Nachts. Kaum hat man sich, in fürchterlicher Enge, mit Mühe und Not ein Plätzchen in Ordnung gebracht und eine halbe Stunde geschlafen, da geht eine allgemeine Bewegung durch den Wagen, weil einer austreten muß; denn das ist nicht so einfach: der Boden liegt voll, desgleichen die Bänke, und der Raum darüber ist zum Teil durch hängende Zelte eingenommen. Da geht es selten ohne einen Fehltritt ab, der natürlich lebhafte Wortgefechte entfesselt. Hart — hart sind die Lager zum Erbarmen, die Bänke schmal, der Boden zu eng, so daß ich es bisher noch nicht auf über drei Stunden auf derselben Seite gebracht habe. So habe ich mich allmählich daran gewöhnt, nur einen Teil meines Schlafbedürfnisses nachts zu befriedigen und den Rest am Tage nachzuholen. — Und vor allem die Luft! Man kann sich ja leicht vorstellen, daß sie nicht gut ist, wenn man die Bemannung und den verfügbaren Raum bedenkt; aber man kann sich nicht vorstellen, wie schlecht sie bei Winterszeit ist, wenn nachts alles luftdicht verschlossen wird! Aber warm wird es innen! Das zeigen die Tröpfchen, die in kurzen Zwischenräumen auf Hand und Papier fallen.

Kohlfurt! Wir kamen schon eine halbe Stunde vor der angesagten Zeit an; aber vom Essen war wieder nur der Kaffee warm, zu dem es Schmalzstullen und ein Stück Wurst gab. Liegnitz kommt; wir erhalten schöne warme Suppe in Tassen und dann — die Nacht. — — Jetzt ist es ein viertel sechs. Der eine oder andere wird wohl aufstehen, und ich werde mich hinlegen.

Freitag, den 27. November. Ich werde mich hinlegen; es ist bei der schönen Aussicht darauf geblieben; denn ich hatte kaum Anstalten getroffen, sie zu verwirklichen, als mit rauher Stimme das Kommando erscholl: „Fertigmachen! Aussteigen!“ Man kann sich kaum das Gewimmel vorstellen, das nun im Wagen unter den verschlafenen Leuten entstand. Es dauerte natürlich auch erheblich länger als die vorgeschriebene Zeit, bis jeder mit seinen sieben Sachen bepackt in Reih und Glied vorm Wagen stand. Nachher aber warte-

ten wir noch eine gute Stunde auf der Straße vor der Stadt Grabow. Dann ging es endlich hinein in das kleine Städtchen mit rein polnischer Bevölkerung. Die Leutchen waren alle sehr nett und liebenswürdig; aber dem gewaltigen Truppenansturm und ihrer Kauflust waren weder sie noch ihre Vorräte gewachsen. Einige Kameraden versahen sich in Ermangelung eines besseren mit Damenstrümpfen. Ein Teil unseres Ersatzbataillons war auch schon mit anderen Ersatztruppen vor Tagen hier eingetroffen, und diese wurden dann gleich den einzelnen Kompagnien zugeteilt, so daß wir nun wieder ungefähr die vorgeschriebene Zahl erreichten. In einem Pferdestall bezogen wir Lagerquartier; es hieß, wir würden Nachmittag schon weitermarschieren. Bahnverbindung gibt es nicht weiter; aber plötzlich und unerwartet — wir waren glücklicherweise meist alle vor der empfindlichen Kühle ins Quartier geflüchtet, — hieß es schon um halb 11 wieder: Antreten mit gerolltem Mantel! Das war vielverheißend genug in Bezug auf die Marschdauer.

Nach wenigen hundert Metern überschreiten wir mit Hurra die russische Grenze. Der viel besprochene Unterschied ist nicht so sehr merkbar; denn in dem gefrorenen Zustande sind die Straßen doch nicht so schlecht, und was wir in Grabow an Häusern gesehen haben, war auch nicht allzu glänzend, sondern schon ziemlich russisch angefärbt. Es sind allerdings nur kleine Bauernkaten aus Holz, mit Kalk beworfen oder bestrichen; aber wenn es auch einen ärmlichen Eindruck macht, — es sieht doch ganz freundlich aus, wie übrigens auch die Bewohner, die mit Weib und Kind vor den Türen stehen, um die deutschen Truppen vorbeimarschieren zu sehen.

Um 1 Uhr machten wir endlich halt zum Mittagessen, das uns die fahrende Feldküche verabreicht, und nach einer Viertelstunde, — wir sind inzwischen auch gehörig abgekühlt, — geht es weiter. Allmählich wird der Weg schlechter und schlechter, und wenn wir selbst auch in getrennten Reihen einigermaßen marschieren können, für die Fahrzeuge wird es schlimm. Die Artillerie, die vorhin an uns vorbeigetrabt ist, muß uns nun wieder vorbeilassen. Vor die großen

Bagagewagen hat man oft 14 Pferde vorgespannt, und trotzdem bleibt mancher in den tiefen Löchern stecken. Jetzt sind die Wege noch trocken, nach einigen Tagen Regenwetter müssen diese abgrundlosen Wege für Tier und Mensch schnell unpassierbar werden. Und man denkt mit Schrecken an die Strapazen eines russischen Krieges.

Endlich um 5½ Uhr kommt das große Halt, nachdem wir etwa eine halbe Stunde bei Mondschein marschiert sind. In Bruzyn, einem kleinen Dörfchen, werden wir, der erste und der zweite Zug, in einer Scheune untergebracht, und wenn es auch durch die Ritzen erbärmlich zieht, — es gibt Stroh genug, und man vergräbt sich ganz und gar. Natürlich schläft alles bald, tief und reichlich bis in den nächsten Vormittag hinein. Um 7 Uhr (28. November) stehen wir wieder auf. Kaum ist der Kaffee eingenommen, da heißt es auch schon: um ½11 Uhr Appell mit Gewehren und eiserner Portion. Gerade dieser Appell ist recht unbeliebt; denn man vergreift sich gar zu gern an den Zwiebäcken und nicht minder an den Fleisch- und Gemüsekonserven der eisernen Portion, wenn es auch noch nicht Matthäi am letzten ist. Das Kommando aber rechnet natürlich mit dem vollständigen Vorhandensein! Eine ganze Menge Leute wurden denn auch wegen Fehlens dieses oder jenen Teils zur Wache aufgeschrieben, und ich stand auch auf dieser schwarzen Liste, weil mein Gewehr nicht genügend blank geputzt war. Es war zwar nicht mein Gewehr, — das hatte man mir im letzten Quartier vertauscht, — und ich hatte Mühe genug gehabt, das verrostete Ding überhaupt so weit zu bringen, — aber es war eben nicht sauber. Dann gibt es zur Belohnung für die Kompagnien Grog, aber von Kognak und wenig gezuckert, dazu noch eine Scheibe Wurst und eine Zigarre. Das Wetter ist schön und trocken, zum Stillstehen aber doch zu kühl; die hohe Obrigkeit sorgt denn auch durch den Abmarsch für unsere Bewegung. Der Marschtag gleicht dem vorigen. Nur kommen wir, dem späten Abmarsch entsprechend, später ans Ziel. Es ist ein kleines Städtchen diesmal und heißt Warda. Wir haben große Freude, denn nach dem anstrengenden Marsch

winkt uns hier ein einigermaßen warmes Quartier und die Gelegenheit, ein paar Zigaretten einzukaufen. Am Abend sind wir natürlich zu müde dazu; die Wache geht glücklich an mir vorüber, und bald liege ich in tiefem Schlaf auf dem Stroh, aber diesmal durch gemauerte Wände besser gegen Wind und Wetter geschützt.

Sonntag, den 29. November. Eine böse Sonntagsüberraschung ist uns geworden. Um 6 Uhr kommt die Wache zum Wecken: Sofort fertig machen, Kompagnie marschiert gleich ab! Da haben wir nun den Salat! Fahrt wohl ihr Träume von Butter- und Schmalzstullen, von Kaffee mit Kuchen und Papyros! Beeile dich lieber, die warmen Füße in die Stiefel zu zwängen, denn schon dröhnt in nächster Nähe die Stimme des Feldwebels: „Na, wollt ihr vielleicht heute noch rauskommen?“ Kaffee gibt es nicht mehr; mit großer Mühe kann ich für 10 Pfennige ein Stück sogenannten Kuchen an der Straßenecke ergattern. Dem kleinen Verkäufer, der hinter der Kolonne herläuft, nimmt man unterdessen den Rest vom Blech. Mit jämmerlichem Geheul springt er zurück, um zu retten, was noch zu retten ist. So ist der Krieg! Die Leute haben eben Hunger. Dann geht es fort bis ½11. Unterwegs haben wir schon verschiedene österreichische Truppenteile getroffen. Jetzt liegen wir bei der umfangreichen Bagage, bei der sich Soldaten aller Gattungen befinden. Es ist ein buntbewegtes Bild unserer Bundesbrüder in ihren farbenfrohen Uniformen. Unsere Feldküche ist inzwischen herangekommen und verabreicht Tee, aber nur einen Becher für den Mann; denn auf dem holprigen Wege ist anscheinend viel verloren gegangen. Unser Hunger ist natürlich auch nicht gering. Schon unterwegs hatten wir uns gegenseitig das Brot herumgelangt, und nun wird mit dem letzten Rest Speck getafelt. Allzuviel Zeit läßt man uns aber nicht. Durch verschiedene kleine Dörfer geht es hindurch, bis wir um 1 Uhr in einem größeren Flecken zum Mittagessen haltmachen. Die Küche ist hier bei uns geblieben. In dem Nest liegt die Ablösungsabteilung eines polnischen Reiterregiments, und da wir ja auch eine ganze Anzahl Polen unter uns

haben, entsteht bald ein lebhafter Verkehr, zumal mitgeteilt wird, daß wir erst um 5 Uhr weitermarschieren. Die rotbehosten und mit Lammfell schön warm ausgerüsteten Österreicher sind nett und freundlich, geben von ihrer Bouillon ab und von ihrem Feuer. Viel erfahren kann man freilich auch hier nicht. Wir sollen eine Stunde von den Schützengräben entfernt liegen, die das Reiterregiment und preußische Kavallerie besetzt halten, und die wir heut abend bei Eintritt der Dunkelheit ablösen sollen, — das ist alles!

Um 5 Uhr geht es denn auch los, in hübsch langsamem Spaziergängerschritt durchs Dorf über Äcker und Wiesen bis zur kleinen Stadt Schadeck. Ob das orthographisch richtig ist, kann ich nicht sagen, aber man lernt allmählich als größer gewordener Deutscher Fremdnamen so schreiben, wie man sie hört. Nicht weit hinter dem Ort sollen die Gräben liegen. Das Städtchen ist nur wenig beschädigt worden, und die Bewohner hausen teilweise noch darin. Die Häuser am Markt sind für die Stäbe mit Beschlag belegt worden. Eine Viertelstunde Weges noch, und wir machen zum letztenmal auf der Chaussee halt, während eine Offizierspatrouille die Verbindung mit den abzulösenden Truppen aufnimmt. Der Mond scheint klar, und wir müssen uns daher alle hinlegen, was auf kurze Zeit ganz angenehm ist, bei längerem Aufenthalt aber in dieser Jahreszeit zur Strapaze wird. Endlich heißt es: Auf! — und wir werden in die Gräben verteilt. Man hatte uns gesagt, daß Stroh genügend vorhanden sei, aber wie schon oft, sahen wir uns auch hier in unseren Erwartungen arg enttäuscht. Die Gräben waren anscheinend viel schwächer besetzt gewesen, und wir mußten noch bis 12 Uhr graben, um einigermaßen liegen zu können. Ich wurde mit einem Kameraden zum Kaffeeholen anderen Tags um fünf Uhr bestimmt, dann kam ich endlich zur Ruhe.

Montag, den 30. November. Pünktlich $^3/_4$5 weckte die Wache. Schnell heraus aus unserem Loch und die Kochgeschirre zur Hand! Glücklicherweise war der Weg bis zu der Stelle, wohin unsere Feldküche sich hatte vorwagen dürfen, nicht weit. Dort schlürften wir den heißen Mokka

und begaben uns hübsch lautlos und vorsichtig wieder zurück, denn auch die Russen passen auf. Sie hatten uns gestern Abend, als durch das Eingraben das unvermeidliche Geräusch und Bewegung entstand, mit ganz lebhaftem und wohlgezieltem Schrapnellfeuer begrüßt, allerdings ohne Schaden anzurichten; denn wir krochen sofort in die Deckungen und waren danach vorsichtiger.

Als wir mit dem Kaffee im Graben ankamen, war dort schon alles in Bewegung. Es war ein neuer Befehl angekommen, daß alles sofort zum Abmarsch fertig gemacht werden solle, da unser ganzes Regiment von den 149ern abgelöst werden würde. Natürlich herrschte darob kein geringer Ärger, denn so geht es immer: Wir machen die Arbeit, und andere setzen sich in das fertige Nest. Nun mußten wir uns aber beeilen, denn die Auswechselung mußte erledigt sein, ehe es hell wurde. In Eile wird wieder der Tornister gepackt, die anderen nehmen die Löcher in Empfang und erhalten Weisungen; wir treten an und ziehen im Morgengrauen ab. Bei Sonnenaufgang rücken wir wieder in Schadeck ein, nehmen dann aber einen anderen Weg als am Vorabend an der feindlichen Front entlang. Kein Mensch weiß, was eigentlich werden soll. Man merkt nur aus den Anordnungen, daß wir nicht allzu weit von der Feuerlinie sind. Nur im Walde marschieren wir geschlossen, wo aber die Straße zwischen Wiesen oder Lichtungen hinführt, laufen wir in den seitlichen Gräben, die einen geringen Schutz gewähren. Nach einigen Stunden machen wir in einem Chausseegraben endgültig halt und erfahren, daß wir als Reserve gefechtsbereit liegen bleiben. Gegen 10 Uhr gehen wir allmählich in Schützenlinie vor, nach je 100 Metern immer wieder in Deckung liegen bleibend. Das ist eine wenig angenehme Arbeit, der Boden ist kalt und naß, und wie der Körper, so sind auch die Nerven ständig angespannt. Geschütz- und Gewehrfeuer werden immer lebhafter, schließlich kommt der Befehl vorzugehen. Der erste und der zweite Zug unserer Kompagnie soll in die Front einrücken, um dort eine Lücke auszufüllen. „Sprung auf, Marsch, Marsch!“ Und wir

hüpfen mit unseren schwer bepackten Tornistern eine Anhöhe hinauf, Deckung suchend, wo es angeht. Und noch einmal — und wieder — und wieder, bis wir anscheinend zu weit vorn sind, denn wir haben links keinen Anschluß mehr und zu dem lebhaften Schießen von vorn gesellt sich plötzlich mörderisches Maschinengewehrfeuer von der Flanke her. Wir liegen auf dem abfallenden Hange eines Hügels, Deckung ist kaum zu finden, die Ackerfurchen gewähren nur wenig, — wir können unmöglich weiter vor. Rechts und links fallen Verwundete, zwei Kameraden, die einem verwundeten Gefreiten aufhelfen wollen, fallen neben ihm, ebenfalls verwundet. Hier ist also nichts mehr zu machen. Vor uns liegen rechter und linker Hand kleine Gehöfte. Dahin sollen wir uns gedeckt zurückziehen, — gedeckt, heißt in den Furchen kriechend. Das ist eine furchtbare Arbeit, aber ich komme glücklich über die etwa 250 Meter lange Strecke hinweg, ohne von den hageldicht fallenden Geschossen getroffen zu werden. Ein sicherer Schutz ist ein solches Gehöft freilich auch nicht; die modernen Infanteriegeschosse fliegen durch die Holzwände wie durch Butter. Ein Kamerad wird denn auch drinnen leicht verwundet. — Wir haben vier Schwerverwundete, die nicht laufen können, und während die anderen sich bei Einbruch der Dunkelheit daran machen, Deckungen auszuheben, helfe ich einigen, auf schnell hergestellten Notbahren die Schwerverwundeten zur Sammelstelle zu schaffen. Das Stöhnen und Schreien derer, die dort verbunden werden oder noch auf einen Verband warten, ist schrecklich anzuhören. Aber man muß lernen, es auszuhalten, und so empfindlich ich bin, heute vermag ich schon, dies Elend leichteren Herzens anzusehen. Gerade als wir uns wieder in unsere Stellung begeben wollten, begann das Feuer des Feindes mit erneuter Heftigkeit, dem wir bei dem klaren Mondschein ein ganz gutes Ziel geboten hätten. Da beschloß ich denn doch auch, die Nacht lieber hinten zuzubringen, umsomehr als ich zum Umfallen müde war. — Blutrot ist die Sonne untergegangen über diesem blutigen Tag, der uns so schwere Verluste gekostet hat, ohne daß wir einen Russen zu sehen bekommen haben.

Dienstag, den 1. Dezember. In einer Scheune hätte ich bei einer anderen Kompagnie ein erträgliches Nachtlager gefunden und war nach erquickendem Schlaf um 5 Uhr aufgewacht, als man die Leute zum Kaffeeempfang zur Feldküche rief. Der Feldwebel hatte dann noch einen Auftrag für unseren Zugführer (ich sollte ihm melden, daß um 7 Uhr der allgemeine Angriff beginne), und so kam ich erst etwas später fort. Als es dann zur festgesetzten Zeit auch richtig los ging, da empfing uns kein Schuß, — die Russen waren fort. Die Gräben wurden durchsucht und wir drangen noch eine Strecke weit in Schützenlinie vor, bis wir uns in Sicherheit in Gruppenkolonnen sammeln konnten. In einem Dorf konnten wir eine versprengte Patrouille gefangen nehmen, das war alles. Plötzlich schlugen rechts von uns Schrapnelle ein, die nur von unserer eigenen Artillerie kommen konnten. Auf jener Seite sollte unser 3. Bataillon vorgehen, und dem sollten sich einige Feinde gestellt haben. Wir ziehen uns schnell nach links hinüber, aber doch haben Sprengstücke einen der Unseren erreicht. Eine ganze Weile mußten wir liegen bleiben, weil das Geschützfeuer gar nicht enden wollte; endlich aber erscheinen in langen Reihen unsere Infanterie- und Artilleriekolonnen, und nun geht der Vormarsch weiter, — meist kreuz und quer über die Äcker, auf und ab durch die Furchen. Auf dem Wege treffen wir mit Fahrkolonnen und mit den Geschützen zusammen, da fliegt manches Scherzwort hinüber und herüber.

Um 1 Uhr halten wir in einem Gehöft zum Mittagessen; das fällt aber knapp aus, denn unser Brot ist zu Ende, und alles, was man an Kleinigkeiten noch hatte, ist fast verschwunden. Zum Glück entdeckte ich noch einige Bouillonwürfel, und die gaben nun eine schöne warme Brühe. Wir hatten wohl unsere eiserne Portion noch, aber vorläufig wollte ich sie nicht anreißen. Danach ging es nach Nordosten weiter auf elenden Wegen, welche die Beine gewaltig mitnehmen. Bald lassen wir die Geschütze vorfahren, dann laufen wir wieder an haltenden Batterien vorbei . . —

Um 6 Uhr wird wieder vor einem Gehöft gehalten.

„Setzt die Gewehre zusammen! Die ersten Gruppen der Züge links raus zum Strohholen!" Das sieht so aus, als ob wir wieder in Stellung gehen sollen. Dann aber kommt eine frohe Botschaft: „Stroh liegen lassen! Kehrt marsch!" Wir kommen ins Quartier. Das kann ungefähr eine halbe Stunde rückwärts sein. Angenehm ist das zwar nicht, aber was tut man nicht um einer anständigen Schlafgelegenheit willen! Nach der ersten halben Stunde findet aber nur der Bataillonsstab eine Bleibe, wir anderen müssen noch einmal so weit zurück, ehe wir in den großen leeren Stallungen einer Brauerei eine wirklich gute Liegestatt finden. Es wird auch Brot und Essen ausgegeben, und wenn auch angesagt worden ist, daß wir im Alarmquartier liegen — vor früh 5 Uhr wird es schon nicht losgehen, und darum schnell die Stiefel herunter!

(Der Schreiber dieses Berichtes, der Kriegsfreiwillige Wilhelm Coenen, wird seit Ende 1914 vermißt, und befindet sich wahrscheinlich in russischer Gefangenschaft.)

Weihnachten in Polen.

Daß das liebe Weihnachtsfest in der Heimat Euch gut bekommen sei, wünsche ich von Herzen. Hier in Rußland haben wir ein Weihnachtsfest in Eis und Schnee erlebt. Am heiligen Abend ging es in den Wald. In der Nacht wurden bis an den frühen Morgen Unterstände gebuddelt. Gegen 8 Uhr früh wurden wir dann zu einer Lichtung geführt, wo die beiden anderen Kompagnien unseres Bataillons schon versammelt waren. Hier hielt der katholische Divisionspfarrer einen Feldgottesdienst ab. Viele von uns hatten gewiß schon schönere Predigten in großen Domen gehört; aber ich glaube, daß diese einfache Andacht unter den großen Kiefern des russischen Waldes jedem mehr ans Herz gegriffen hat. Nachher erklang aus fünfhundert Kehlen leise das Lied von der stillen heiligen Nacht. Da wurde mir ordentlich weh zu Mute, und ich dachte an die

schöne warme Stube zu Hause mit dem großen Weihnachtsbaum und an den Tisch mit den vielen Gaben. — Aber nur die Tränen tapfer hinuntergeschluckt! Also weiter: Es ging wieder zurück zum Buddelplatz, und es wurde weiter gebuddelt. An beiden Feiertagen keinen Augenblick Ruhe, dazu das kalte Wetter und die eisigen Unterstände. Viele von dem neuen Ersatz sind durch die Witterung und durch das ewige Einerlei der Nahrung zum Skelett abgemagert. Das Bereitsein bringt mit sich, daß man seine Kleidung nicht vom Körper kriegt. Schuhe und Rock habe ich seit dem Ausrücken nicht vom Leibe gehabt, und damit ich auch noch ein vollwertiges Dreckschwein bin, wasche ich mich schon seit einer Woche nicht mehr. Das heißt: seit einer Woche haben wir kein Wasser zum Waschen mehr.

Am vierten Feiertage wurden wir abgelöst und kamen in Ruhequartiere. Damit aber die Freude nicht zu lange daure, wurde gestern am 29., gerade als ich diesen Brief begann, alarmiert, und es ging wieder hinaus „an die Luft". Heute kann ich weiter schreiben, denn man läßt uns scheinbar heute lange schlafen. Es ist aber sicher, daß sich heute noch ein größeres Gefecht entspinnt. — Der alte Kuhstall, in dem ich schlafe, wackelt bei jedem Kanonenschuß; denn wir sind noch im Feuerbereich des Feindes. Da kommt auch schon der Befehl, abzurücken. Also schnell noch beste Neujahrsgrüße an Euch, liebe Eltern und Geschwister!

Die Winterschlacht an den masurischen Seen.

Bericht aus dem Großen Hauptquartier.

I.

Seit Monaten waren unsere unter den Befehlen des Generals v. Below in Ostpreußen stehenden Truppen auf verteidigungsweises Verhalten angewiesen. Aus 50 Proz. Landwehr-, 25 Prozent Landsturm- und 25 Prozent anderen Truppen zusammengesetzt, verteidigten diese Truppen die Lande

östlich der Weichsel, vor allem die Provinz Ostpreußen erfolgreich gegen einen mehrfach überlegenen Feind, dessen Stärke in 6 bis 8 Armeekorps anfangs Februar noch etwa rund 200 000 Mann betrug. Die numerische Überlegenheit der Russen war auf diesem Kriegsschauplatze eine so große, daß die deutschen Truppen starke natürliche Stellungen aufsuchen mußten, die sich an den großen masurischen Seen und hinter der Angerapp-Linie anboten. Das Land zwischen diesem Gebiet und der Grenze mußte dem Feinde überlassen werden. In wiederholten Angriffen versuchte dieser sich in den Besitz der befestigten Stellungen der Deutschen zu setzen. Trotzdem er hierzu stets an Zahl überlegene Kräfte aufbot, wurden alle seine Angriffe, die sich mit Vorliebe gegen den Brückenkopf von Darkehmen und den rechten deutschen Flügel auf den Paprodtker Bergen richteten, stets abgeschlagen. Bis zur Brust in Wasser durchwateten am 1. Weihnachtsfeiertag Teile des III. sibirischen Korps das Sumpfgelände des Nietlitzer Bruchs. Ihre Angriff wurde ebenso abgewiesen, wie die noch im Januar und Februar gegen den linken deutschen Flügel versuchten Offensivunternehmungen.

Anfangs Februar war endlich die Zeit gekommen, wo frische deutsche Kräfte verfügbar wurden, um nach dem ostpreußischen Kriegsschauplatz gebracht und dort zu einer umfassenden Bewegung gegen die Russen eingesetzt zu werden. Das Ziel dieser Operation war neben dem in erster Linie erstrebten Waffenerfolge die Säuberung deutschen Gebiets von dem russischen Eindringling, der hier schrecklich gehaust hatte.

Wohl verschleiert durch die deutschen Stellungen und Grenzschutztruppen und sorgfältig vorbereitet vollzog sich in den ersten Februartagen hinter den beiden deutschen Flügeln die Versammlung der zur Offensive bestimmten Truppen. Am 7. Februar trat der Südflügel zum Angriff an, etwas später setzte sich die Nordgruppe — diese aus der Gegend von Tilsit — in Bewegung. Die Erde war mit Schnee bedeckt und scharf durchfroren, alle Seen waren von dickem Eise bedeckt. Am 5. Februar war außerdem erneuter Schneefall eingetreten, der das ganze Gelände mit einer außerordentlich

hohen Schneedecke überzog; endlich setzte unmittelbar nach diesem Schneefalle erneut Frost und mit ihm ein eisig kalter Wind ein, der an vielen Stellen zu den stärksten Schneeverwehungen führte und damit den Verkehr auf Bahnen und Straßen ganz besonders erschwerte, ja den Kraftwagenverkehr gänzlich ausschloß.

Die deutsche Führung hatte sich aber auf die besonderen Schwierigkeiten eines Winterfeldzuges wohl vorbereitet. Die Truppen waren mit warmer Bekleidung ausgestattet. Tausende von Schlitten, hunderttausende von Schlittenkufen waren bereitgestellt worden. Um an die feindlichen Hauptkräfte heranzukommen, hatte der deutsche Südflügel zuerst die 40 Kilometer tiefe Waldzone des Johannisburger Forstes und dann den Pisseck zu überschreiten, der den Ausfluß des Spirdingsees bildet und auf russischem Gebiete als Pissa dem Narew zustrebt, in den er zwischen Lomza und Ostrolenka mündet. Der Feind hatte sowohl im Walde seine Verhaue angelegt als auch die Pisseck-Übergänge besetzt und befestigt. In Johannisburg und Bialla lagerten stärkere russische Truppen. In einem der von ihnen besetzten Orte war für den Sonntag abend ein Tanzfest angekündigt, als gerade an diesem Tage — völlig überraschend für die Truppen sowohl als die Führung — die deutsche Offensive einsetzte.

In aller Stille brachen sich die deutschen Angriffskolonnen ihre Bahn und gewannen am Nachmittag Fühlung mit dem Feind. Die jungen Truppen des Generals v. Litzmann erzwangen sich am Nachmittag und in der Nacht zum 8. bei Wrobeln den Übergang über den Pisseck. Trotz stark verschneiter Wege und heftigen Schneetreibens, das den ganzen Tag anhielt und die Bewegungen erheblich verzögerte, haben Teile dieser Truppen an diesem Tage 40 Kilometer zurückgelegt. Die kampferprobten Truppen des Generals von Falck waren an diesem Tage bis dicht an Johannisburg herangekommen und nahmen Snopken im Sturm, wobei dem Feinde die ersten Gefangenen (2 Offiziere, 450 Mann) und zwei Maschinengewehre abgenommen wurden. Am nächsten Tage setzten die deutschen Truppen den Kampf um die Gewinnung

des Pissek-Abschnittes fort. Die südliche Kolonne des Generals von Litzmann war gerade im Begriff, bei Gehsen das östliche Flußufer zu betreten, als sie plötzlich in ihrer rechten Flanke vom Feind angegriffen wurde, der aus Kolno gekommen war. Sofort wandten sich die deutschen Truppen gegen diesen Gegner und warfen ihn wieder dorthin zurück, woher er gekommen war. 500 Gefangene, 5 Geschütze, 2 Maschinengewehre, zahlreiche Munitionswagen und sonstiges Material blieben in der Hand der Deutschen, während die Nachbarkolonne an diesem Tage bei Wrobeln 300 Gefangene machte und General Falck Johannisburg erstürmte, das von zwei russischen Regimentern verteidigt wurde. Hier verlor der Feind 2500 Gefangene, 8 Geschütze und 12 Maschinengewehre.

Die Pissek-Linie war am 8. Februar in deutscher Hand. Am 9. begann der Vormarsch auf Lyck. Bialla wurde noch an diesen Tagen von den Russen gesäubert. Wiederum fielen 300 Russen in deutsche Gefangenschaft.

Indessen war auch der Nordflügel nicht müßig geblieben.

Die hier zum Angriff bestimmten Truppen hatten sich zunächst in den Besitz der befestigten Stellung des russischen rechten Flügels zu setzen, die sich von Spullen aus zum Schoreller Forst und von dessen Nordsaum fast bis zur russischen Grenze erstreckten. Für den Angriff gegen diese Stellungen, die mit Drahthindernissen wohl versehen waren, war der 9. Februar in Aussicht genommen. Als sich aber beim Feinde Anzeichen rückgängiger Bewegungen bemerkbar machten, schritten die Truppen, obwohl sie zum Teil weder über ihre Maschinengewehre noch über ihre ganze Artillerie verfügten, schon am Nachmittag des 8. Februar zum Angriff. Am 9. Februar waren die feindlichen Stellungen genommen; der Feind ging in südöstlicher Richtung zurück. Die deutschen Truppen folgten in Gewaltmärschen. Trotz der allergrößten Schwierigkeiten, die diesen Märschen die Naturgewalten entgegenstellten, erreichten die deutschen Marschkolonnen am 10. die Linie Pillkallen—Wladislawow und am 11. die große Straße Gumbinnen—Wylkowyszki. Der rechte Flügel hatte

bis zur Einnahme von Stallupönen fast 4000 Gefangene gemacht, 4 Maschinengewehre und 11 Munitionswagen genommen. Die Mitte zählte bei der Wegnahme von Eydtkuhnen—Wirballen und Kibarty 10 000 Gefangene, 6 genommene Geschütze, 8 Maschinengewehre und erbeutete außerdem zahlreiche Bagagewagen — darunter allein 80 Feldküchen — 3 Militärzüge, sonstiges zahlreiches rollendes Material, Massen von russischen Liebesgaben und — was die Hauptsache war, einen ganzen Tagessatz Verpflegung. Beim linken Flügel endlich wurden 2100 Gefangene gemacht und 4 Geschütze genommen. Bis zum 12. Februar, an welchem Tage unsere Truppen, nunmehr schon ganz auf russischem Boden. Wizwiny, Kalwarja und Mariampol besetzten, hatte sich die Zahl der von den Truppen des Nordflügels genommenen Geschütze auf 17 gesteigert. Die russische 73. und 56. Division waren bis zu diesem Zeitpunkte so gut wie vernichtet. Die 27. Division aufs schwerste geschädigt.

Der vor der Angerapplinie und den Befestigungen von Lötzen gelegene Gegner hatte inzwischen gleichfalls den Rückzug in östlicher Richtung eingeleitet. Nunmehr schritten auch die in den deutschen Befestigungen bisher zurückgehaltenen Truppenteile, aus Landwehr und Landsturm bestehend, zum Angriffe gegen den weichenden Feind, dessen lange Marschkolonnen von unseren Fliegern festgestellt wurden. An diesem und an den nächsten Tagen kam es an den verschiedensten Stellen zum Kampfe. Wiederum wurden zahlreiche Gefangene gemacht.

Seine Majestät der Kaiser hatte den Kämpfen unserer Truppen bei Lyck beigewohnt. — Bald nach der Erstürmung hielt der Oberste Kriegsherr seinen Einzug in die masurische Hauptstadt. Es war ein soldatisches Bild von einziger Schönheit, als die aus schwerem Kampf kommenden Truppen sich um den unerwartet in ihrer Mitte erscheinenden Kaiser scharten und ihrem Stolz und ihrer Freude durch begeisterte Hurrarufe und durch Singen vaterländischer Lieder einen hinreißenden Ausdruck gaben. (W. T. B.)

II.

Aus dem Großen Hauptquartier wird uns über die Kämpfe bei Lyck in Anwesenheit Sr. Majestät des Kaisers das Folgende geschrieben: Während aus der Gegend von Tilsit die Truppen des Generaloberſten von Eichhorn bei Schnee und Eis in Gewaltmärſchen auf Suwalki und Sejny marſchierten und der rechte deutſche Heeresflügel ſich über Grajewo auf Auguſtow Bahn brach, hatte die Mitte der Truppen des Generals v. Below mehrtägige Kämpfe in der Gegend von Lyck durchzuführen. Begünſtigt durch die natürliche Verteidigungsfähigkeit der maſuriſchen Seen, ſetzte ſich der Feind in den künſtlich verſtärkten und größtenteils mit Drahthinderniſſen verſehenen Engen hartnäckig zur Wehr. Hier wollte er ſich um jeden Preis behaupten, um der Maſſe ſeiner Armee die Durchführung des Rückzugs auf Suwalki und Auguſtow zu ermöglichen. Der Feind, der hier ſeine beſten — ſibiriſche — Truppen entfaltet hatte, die unter einer energiſchen Führung mit anerkennenswerter Energie fochten, fühlte ſich ſo ſtark, daß er an einzelnen Stellen aus den Engen der maſuriſchen Seen zum Angriffe vorgegangen war und befeſtigte Stellungen bezogen hatte, die mehrere Kilometer über den Lycker See in weſtlicher Richtung vorgeſchoben waren. Die deutſchen Truppen hatten dieſe Stellungen am 12. Februar genommen; der Feind war auf die Seenengen zurückgegangen. Er hielt nunmehr einerſeits das Gelände, das ſich zwiſchen dem Laszmiaden-See und dem Dorfe Woszczellen erſtreckt und andererſeits die Engen zwiſchen Woszczellen und Lycker See. Für die deutſche Führung kam es darauf an, den Zugang zur Stadt Lyck von Norden her zu öffnen. Die Beſitznahme des Dorfes Woszczellen mußte dabei von ausſchlaggebender Bedeutung ſein. Die zu dieſem Angriff auserſehene Truppe beſtand aus Landwehr und dem Füſilier-Regiment Nr. 33, während die Truppen der Generale v. Falck und Butlar die Engen ſelbſt angriffen. Dieſe Kämpfe um Lyck ſpielten ſich vor den Augen des Allerhöchſten Kriegsherrn ab. Seine Majeſtät der Kaiſer war am 13. Februar in

Lötzen eingetroffen, um zunächst jene Stellungen zu besichtigen, die seine Truppen — vorwiegend Landsturm und Landwehr — in ununterbrochenen 3 Monate langen Kämpfen erfolgreich verteidigt hatten. Am Nachmittag traf Seine Majestät dann auf der Höhe westlich des Dorfes Grabnick ein, an dessen Ostausgang die deutschen Geschütze donnerten, während die Infanterie bei lebhaftem Gewehr- und Maschinengewehrfeuer im fortschreitenden Angriffe gegen Woszczellen lag. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte der Allerhöchste Kriegsherr, an dessen Aufstellungsorte die Kaiserstandarte gehißt war, die einzelnen Phasen des Kampfes bis zur einbrechenden Dunkelheit. Leichter Regen rieselte vom Himmel — die strenge Kälte der letzten Tage hatte sich in Tauwetter verwandelt — als der Feuerkampf allmählich einschlief. Nur um die Enge von Woszczellen wurde noch weiter gekämpft und diese am Abend vom Füsilier-Regiment 33 erstürmt. Kurz vor der Abfahrt nach Lötzen, wo der Hofzug des Kaisers stand, konnte die Meldung von diesem Erfolge, der mit der Gefangennahme von 300 Russen geendet hatte, überbracht werden. Indessen verkündeten die Feuerbrände am nächtlichen Himmel, daß die Russen rückgängige Bewegungen eingeleitet hatten, bei denen sie bekanntlich die Ortschaften, die sie hinter sich lassen, der Flamme übergeben. Am Morgen des 14. Februar wurde der Kampf um die Seeengen bei Lyck solange fortgesetzt, bis diese vom Feinde geräumt wurden. Seine Majestät hatte schon am Morgen, diesmal östlich Grabnick, Aufstellung. Auf Russisch sprach er Gefangene an und erkundigte sich nach deren näherer Heimat. Auf die Meldung, daß Lyck genommen sei, eilte der Kaiser nach dieser Stadt vor, in welche gerade die siegreichen Truppen (hanseatische und mecklenburgische Landwehr sowie die 33er Füsiliere) von Westen her einmarschierten. Während diese Truppen an ihrem Kaiser vorbeizogen, betraten auch von Süden her deutsche Soldaten die befreite Stadt. Es waren die Truppen der Generale von Falck und von Butlar. Die Stadt Lyck war mit durchziehenden und sich sammelnden Truppen aller Waffen angefüllt, deutsche Soldaten noch im Begriff die Häuser nach versprengten Russen

abzusuchen und schwarz-weiß-rote Fahnen zum Zeichen des Sieges auszuhängen, als auf dem Marktplatze Seine Majestät eintraf, um dessen Person sich die Truppen formierten. Als der Kaiser den Kraftwagen verließ, wurde er mit drei donnernden Hurras begrüßt. Die Soldaten umringten und umjubelten ihn und stimmten dann die Lieder „Heil Dir im Siegerkranz" und „Deutschland, Deutschland über alles" an. Es war eine tiefergreifende welthistorische Szene. Die Größe des Augenblicks kam allen zum Bewußtsein, die Truppe schien alle ausgehaltenen Strapazen gänzlich vergessen zu haben. Hinter den Reihen der um ihren Kaiser gescharten Soldaten standen hunderte von russischen Gefangenen mit ihren phantastischen vielgestalteten Kopfbedeckungen und ebenso verschiedenen Gesichtszügen, die Völkerstämme ganz Asiens repräsentierend. Der Kaiser kommandierte nun „Stillgestanden" und hielt eine kurze, markige Ansprache an seine lautlos ihn umstehenden Soldaten. Hinter dem Kaiser ragte als Ruine die ziegelrote im Ordensstil erbaute Kirche auf, deren mächtiger Kirchturm völlig ausgebrannt und deren Dachstuhl zerstört war. Die Häuserreihen rechts und links Seiner Majestät waren bis auf die Grundmauern niedergebrannt, verkohlende Balken ragten gen Himmel. Inmitten dieses Bildes der Zerstörung war nur eines erhalten geblieben: das Kriegerdenkmal für die Gefallenen des Feldzuges 1870/71 geschmückt mit dem Friedensengel und dem Eisernen Kreuz.

Nachdem der Kaiser seine Ansprache beendet hatte, zog er noch verschiedene mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse geschmückte Offiziere ins Gespräch. Dann richtete er anerkennende Worte an das Füsilier-Regiment Nr. 33, ein ostpreußisches Regiment, das sich in diesem Kriege ganz besonders ausgezeichnet und auch schon große Verluste ertragen hat. Zwischen den Häuserreihen der zerschossenen Stadt mit ihren ausgeplünderten Läden hindurcheilend, fuhr dann Seine Majestät noch nach Sybba weiter, wo er Teile seines pommerschen Grenadier-Regimentes begrüßte, auf welche Ansprache der Kommandeur Graf Rantzau dankend erwiderte. Die verfolgenden Truppen gelangten an diesem Tage noch über Lyck

hinaus. Am 15. Februar war kein Russe mehr auf deutschem Boden. Ostpreußen war vom Feinde befreit. (W. T. B.)

Soldatentreue.

Aus einem Feldpostbrief eines württembergischen Artillerie-Offiziers an seine Kinder.

Es war da bei unserer Division ein famoser bayerischer Jägerleutnant, ein tapferer schneidiger Kerl, der immer der erste war, wenn's auf den Feind ging; er war jung und jugendfroh, sah aus wie Milch und Blut und hatte einen köstlichen echt bayerischen Humor, so daß wir ihn alle von Herzen lieb hatten. Gab es nachts einen schwierigen Auftrag oder tags eine Stellung beim Feinde zu erspähen, war mit sicherem Schuß auf große Entfernung eine Rothose zu treffen, so rief man ihn herbei und er kam nie zurück, ohne seinen Auftrag ausgeführt zu haben. Er hatte einen treuen anhänglichen Burschen, der hieß „Sepp" und tat alles, was er seinem Herrn an den Augen absehen konnte (wie mein Johann); beim Gefecht im dichtesten Kugelregen lag er neben ihm und lud seinem nie fehlenden Herrn das Gewehr. Dieser Sepp nun konnte ganz wunderschön Mundharmonika spielen, Volkslieder, Jodler, Tänze, was man nur wollte; wir freuten uns manche Stunde über seine fröhlichen Melodien. Der junge Leutnant sagte darum auch zu Sepp, als eines Tages eine Granate gar nicht weit von beiden eingeschlagen hatte: „Sepp, wenn's mich amol trifft, dann tust du mir's Grablied blasen, du weißt schon wie; und meiner Mutter schickst dann die paar Erinnerungen, alles andre auch's Geld kannst du b'halten. Als Dritter im Bunde kam noch der treue Hund Caro dazu, der aber im Gefecht nicht dabei sein durfte, sondern tags über mit der Bagage marschieren mußte und dafür abends vor seines Herrn Türe schlief und der außer Sepp niemand hineinließ. Oft hatte er sich hinten bei den Fahrzeugen losgemacht und war, wenn

auch der Oberst schimpfte, bis zur Schützenlinie vorgeschlichen, um an der Seite seines Herrn dessen Gefahren zu teilen.

Eines schönen Tags (vor 14 Tagen an der Yser) kam nun das Verhängnis; ein tödliches Geschoß traf unseren lieben jungen Leutnant mitten in die Stirne, daß er ohne sich zu regen auf der Stelle liegen blieb. Ein freundliches Lächeln verklärte seine Züge, wie wir es nie zuvor an einem Toten gesehen hatten! Unsere Trauer war groß, aber der Soldat hat nicht lange Zeit zum Weinen. So wurde denn in einem kleinen Ziergarten ein Grab geschaufelt und der tapfere Junge hineingelegt; wir nahmen den Helm ab zum Gebet und einer sprach ein schlichtes Vaterunser; auf den Grabhügel legten wir eine letzte Rose, die Kompagnie machte ein Kreuz dazu. Als die letzten Worte des Hauptmanns gesprochen waren, da fing Sepp an zu spielen: „Gott ist getreu" und „Befiehl du deine Wege", so wunderschön, wie wir es nie zuvor gehört hatten. Kein Orgelspiel hat mir je so gefallen! Wir hatten alle Tränen in den Augen. Dann spielte er das alte schöne unvergängliche Soldatenlied: „Ich hatt' einen Kameraden" und „Die Vöglein im Walde. . . . In der Heimat, da gibts ein Wiedersehn". Immer und immer wieder bis es Nacht wurde und wir gehen mußten. Der Sepp war nicht vom Grab seines Herrn zu bringen; er setzte sich darauf, weinte und blies abwechselnd, was ihm an schönen Liedern einfiel und was sein Herr einst so gerne gehört hatte. Da auf einmal, wir waren fast schon fortgegangen, kam auch noch Caro irgend woher, als ob er den Tod seines Herrn geahnt hätte. Der winselte, scharrte und heulte, da er genau wußte, daß es um seinen Herrn geschehen sei. Über diese Abschiedsszene dröhnten und donnerten die Kanonen ihr grausiges Lied und pfiffen die Kugeln aus den Gewehren nur so hin und her. Tief ergriffen gingen wir, die Engländer kamen heran und machten einen Vorstoß; aber immer noch blies der Sepp im Abenddunkel sein Lied: „In der Heimat . . .", bis er mit Gewalt fortgeholt werden mußte, um nicht in Feindeshand zu fallen. Nur Caro blieb und wich nicht. . .

Als wir 2 Tage später die Engländer geworfen hatten und an derselben Stelle vorüberkamen, lag der treue Caro

tot auf dem Grab. Wir wußten nicht, war er vor Hunger und Gram gestorben oder hatte ihn ein kleines Geschoßstück getroffen, eine Wunde fanden wir an seinem Körper nicht. Den treuen Hund ließen wir zu Füßen seines Herrn einscharren. Seit jenen Tagen bläst der Sepp keinen Ton mehr; er hat seine Harmonika aus Gram ins Wasser geworfen!!

Zeittafel.

Einleitung des Krieges.

Juni 28. Ermordung des Erzherzog-Thronfolgers Franz Ferdinand von Österreich-Este und seiner Gemahlin.

Juli 23. Überreichung einer mit achtundvierzig Stunden befristeten Note an Serbien, in der Österreich Bestrafung der Schuldigen und Teilnahme der österreichischen Behörden an der gerichtlichen Untersuchung fordert.

25. Serbien erklärte die Note Österreichs für unannehmbar und ordnet die allgemeine Mobilmachung an. — Rußlands Gesuch um Fristverlängerung wurde von Österreich abgelehnt.

26. Beginn der Bereitstellung des russischen Heeres.

28. Kaiser Franz Joseph ordnete die Mobilmachung von acht Armeekorps an. — Kriegserklärung an Serbien. — Telegrammwechsel zwischen Kaiser Wilhelm II. und dem Zaren.

30. Befehl zur russischen Mobilmachung wurde veröffentlicht.

31. Erklärung des Kriegszustandes in Deutschland. — Zwölfstündiges Ultimatum Deutschlands an Rußland. — Anfrage an Frankreich. — Allgemeine Mobilmachung in Österreich, Holland und Belgien.

August 1. Das deutsche Ultimatum wurde von Rußland nicht beantwortet. Der deutsche Kaiser ordnete Mobilmachung des Heeres und der Flotte an. — Mobilmachung in Frankreich.

2. Erster Mobilmachungstag in Deutschland.

4. Kriegssitzung des Reichstages. — Kriegserklärung Englands an Deutschland.

August 6. Kriegserklärung Österreichs an Rußland.
8. Kriegserklärung Montenegros an Österreich.
12. Kriegserklärung Frankreichs an Österreich.
13. Kriegserklärung Englands an Österreich.
24. Kriegserklärung Japans an Deutschland und Österreich.
28. Kriegserklärung Österreichs an Belgien.

Oktober 28. Beginn des Krieges der Türkei gegen die Feinde Deutschlands und Österreich.

November 21. Die Türkei erließ den Aufruf zum Beginn des heiligen Krieges.

Ereignisse im Westen.

August 7. Festung Lüttich gefallen.
10. Schlacht bei Mülhausen.
11. Schlacht bei Lagarde.
21. Großer Sieg über die Franzosen bei Metz. — Brüssel von deutschen Truppen besetzt.
24. Sieg der Armeen des Herzogs von Württemberg und des Kronprinzen von Preußen.
26. Festungen Namen und Longwy gefallen.
27. Sieg über die englische Armee bei Maubeuge.
28. Sieg über englische und französische Armeen bei St. Quentin. — Sperrforts Manonviller in deutschem Besitz.
31. Der erste Flieger über Paris. — Neuer Sieg bei St. Quentin. — Gefallen: Festungen Montmedy, Givet und Fort Les Anyelles.

September 2. Schlacht zwischen Reims und Warden, (zehn französische Armeekorps geschlagen).
3. Sämtliche Sperrforts Nordfrankreichs gefallen.

September 8. Festung Maubeuge gefallen.
18. Siegreiche Schlacht bei Noyon.
9. Antwerpen gefallen.
13. Besetzung Lilles.

14. Besetzung Brügges.
15. Besetzung Ostendes.
30. Ramscapelle, Bixschote, Zandverde, Schloß Hollebeke und Wambeke wurden erstürmt.
31. Bei Nieuport wurden durch die Feinde die Schleusen geöffnet und das Gebiet am Yser-Ypres-Kanal überschwemmt.

November 10. Erstürmung Dixmuidens.

Dezember. Siegreiche Kämpfe in Flandern und allen Teilen Nordfrankreichs. Langsames Vorrücken der deutschen Truppen.

Januar 12.—14. Siegreiche Schlacht bei Soissons.
19.—20. Angriff deutscher Luftschiffe gegen befestigte Plätze der englischen Ostküste.
26. Siegreiche Kämpfe bei Craonne. — Englische Stützpunkte bei La Bassée erobert.
27. Gefecht bei Hurtebise.

Ereignisse im Osten.

August 23. Siegreiche Schlacht bei Gumbinnen.
25. Siegreiche Schlacht der Österreicher bei Krasnik.
29. Ende der großen Schlacht bei Tannenberg.
30. Sieg der Österreicher in Polen.
31. Sieg der Armee Auffenberg nach einwöchiger Schlacht im Raume Zamosc-Tyszowcze.

September 9. Neue Schlacht bei Lemberg.
10. Sieg der Armee Hindenburgs bei Lyck.

Oktober 3. Siegreiche Kämpfe bei Augustow.
10. Die Russen geben die Belagerung der Festung Przemysl auf.
14. Acht russische Armeekorps zwischen Iwangorod und Warschau von Deutsch-Österreichischen Truppen geschlagen.
18. Erfolgreiche Kämpfe der Österreicher in Galizien.
22. Sieg der Österreicher bei Iwangorod.

27. Die Deutsch-Österreichischen Truppen in Polen wurden zurückgenommen, um neue Stellungen einzunehmen.

November 8. Sieg über die Russen nördlich des Wyszyter Sees.

10. Beginn der zweiten Einschließung der Festung Przemysl.

15. Sieg bei Stallupönen. — Großer Sieg bei Wloclawec.

26. Großer Sieg bei Lodz und Lowicz. — Sprengung des Russenringes bei Brzecinn.

Dezember 2. Eroberung Belgrads durch die Österreicher.

Dezember 6. Lodz von Deutsch-Österreichischen Truppen eingenommen.

15. Belgrad kampflos geräumt. — Rückzug der Russen in Galizien.

16. Nach erbitterten Kämpfen wurden die Russen in Polen zum Rückzug gezwungen.

Januar. Siegreiches Vordringen der Deutsch-Österreichischen Truppen in Polen, den Karpathen und der Bukowina.

Februar 11. Ende der großen Winterschlacht an den masurischen Seen. Vernichtung der russischen X. Armee.)

18. Erste Einnahme von Tauroggen.

Im Verlag von **Julius Beltz in Langensalza** erschien, herausgegeben vo[illegible] für Kunstpflege e. V. zu Be[illegible]

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 000582590

Jung Deutschlands Kriegsbuch

Gebunden Mark 3.—

Deutsche Kriegsbücher für die Schuljugend

Heft 1: **Vom Kriege im Westen** 30 Pfg.
Heft 2: **Vom Kriege im Osten** 30 Pfg.

in Kürze erscheinen:

Heft 3: **Der Krieg in den Lüften**
Heft 4: **Der Krieg auf den Meeren**

Zu beziehen durch jede Buchhandlung